

Langnauer Täufer vor 200 Jahren.

Eine Erzählung aus der bern. Kirchengeschichte.

Von Ernst Müller, Pfarrer, in Langnau

Auf dem Dorfplatz in Langnau war reges Leben. Es war ein Markttag im Sommer 1692. Die Landleute standen zusammen in eifrigem Gespräch; hier hatte Einer eine magere alte Kuh am Hälslig, dort beim „oberen Wirthshaus“ märteten Weiber um Ferkel und weiter nach oben standen truppweise Geissen und Schafe zum Verkauf. Aus den niederen Stuben des Wirthshauses drang dumpfer Lärm und unter der Märitlaube standen die Weber; sie hatten ihre Tücher gebracht, lieferten sie dem Händler oder dem Bauern ab, der sie bestellt, und nahmen Garn und neue Bestellungen entgegen. Hier steht ein kleines, mageres Mannli, das als drittes Bein seinen Stecken unterstellt hat und mit seinen schlaun Aeuglein Alles fein beobachtete, auf dem Kopf die schwarze Zipfelmütze, am Leib einen langschössigen Zwilchrock und bis zum Knie vielgefältelte Plötzliosen. Dort brichtet ein Küherbub in Aelplertracht, das Räf auf dem Rücken, mit einem breitspurigen Bauern, unter dessen ausgedehntem Filzhut ein behäbiges Gesicht hervorschaut. Das lange gelbe Gilet mit blauen Blumen ist wohl ausgefüllt und die blauen Strümpfe umfassen respektable Waden. Aber auch sein Eheweib ist von rundlichen Formen, gekrönt von der umfangreichen Rosshaarspitzlihube, eingethan in die braune, langschössige Kasake mit geschlossenen Aermeln, welche vorn ein violettes Mieder und weisses Mänteli frei lässt. Jetzt schwenkt sie mit dem Aetti ab in's obere Wirthshaus, der Sennerbub aber muss, wie ein Hecht der Angelschnur, den langen Zöpfen nach, die an ihm vorbeigestrichen sind. Diese Zöpfe gehören muthwilligerem Mädchenvolk, dessen blendenweisse Hemdärmel, rothe Kittelbrüstli, silberne Göller, blaue Kittel in der Sonne strahlen. Wie sie aber, die Mädchen und hinter Ihnen her der in Andacht versunkene Küherbub, sich der untern Seite der Marktlaube nähern, da hemmt ihre Schritte eine dichtgedrängte Menge, die nach dem mittleren der Eichenholzpfiler hinschaut, die auf dieser Seite das Obergeschoss der Halle tragen. Ernst aussehende Mannen stehen unwillig zur Seite. Aufgeregte Weiber erzählen sich schauerliche Geschichten, junge Bursche vergnügen sich in höhnischem Lachen und Spottreden. Da drängt sich hastig durch die Menge eine Bäurin mittleren Alters, Todesangst in ihrem ganzen Wesen. Ein Schmerzensschrei aus ihrem Mund macht alles Gelächter und alle Reden verstummen, und man macht ihr Platz, da sie, die Schürze vor das Angesicht pressend, den Menschenhaufen und den Marktplatz verlässt.

Die Mutter hatte ihren Sohn gesehen, der an der Kette im Halseisen an jenem Pfosten der Markthalle gefesselt stand, der als Schandpfahl dient. Da stand er nicht als zerlumpter Bettler, Vagabund und verlornen Sohn, vielmehr ein schöner, hochgewachsener Jüngling, freilich mit verdächtig geröthetem Gesicht, das nicht nach landesüblicher Art Schnauz und Kinnbart zierte und die unverkennbaren Spuren eines wilden Lebens trug. Ein breiter Halskragen bis auf die Schultern, gelbes Wamms und weite, faltige Reiterstiefel waren Kennzeichen des Soldaten.

Laut weinend war die unglückliche Mutter aus dem Dorfe geeilt und hatte über die Ilfisbrücke ihr einsames Haus in der Ey erreicht. Da sank sie nieder auf der Ofenbank und Bilder der Vergangenheit zogen durch ihre schmerzzerrissene Seele. Sie sieht den schlanken, blonden, einzigen Sohn aufwachsen, eine Freude und Lust der jungen Eltern. Daheim war er fleissig, tüchtig und treu gewesen. Wie er vom Herren war, ist er auch mit jungen Burschen gegangen, aber er hat es nicht übertrieben. Er hat das junge Bethli auf Gartegg gern gehabt; aber die Mutter hat nicht geahnt, dass es ihm so tief geht, bis er einmal des Nachts verstört heimkam und nicht zu Bette ging und am Morgen aufgeregten Eltern verkündete, er müsse fort, fort in die Welt hinaus, das Bethli habe von ihm gelassen und habe einem Andern den Kilchgang versprochen. Mit nichts hat man ihn halten können, aber er versprach, wieder zu kommen, wenn man es nicht ohne ihn machen könne und wenn er vielleicht ein wenig habe vergessen gelernt. Weinend haben sie ihn ziehen lassen. Da hat nach einer Woche Bernfuhrmann die Nachricht gebracht, unser Niggli habe in Bern Handgeld genommen und sei mit dem Regiment von Erlach, das die gnädigen Herren dem König von Frankreich zu stellen versprochen, fortgegangen. Drei Jahre haben wir nicht gewusst, ob er lebendig ist oder todt, aber man hat von schrecklichem Kriegslärm gehört in den umliegenden Ländern. Da ist an einem Abend, es mag ein halbes Jahr jetzt sein, der Niggli hier zu dieser Thür hereingekommen als ein Kriegermann. Ich hab ihn lang angeschaut und hab ihn dann umarmt und geküsst. Aber ich habe bald sehen müssen, dass er nicht mehr mein alter, lieber Niggli war. Er ist ein verwilderter Mensch geworden, hat im Wirthshaus allabendlich die Gaststube unterhalten mit seinen Kriegsgeschichten und lästerlich Wein getrunken und Tabak geraucht. Er ist dem Weibervolk nachgefahren und hat Raufhändel gehabt und sein schönes Geld verputzt, aber an den Pflug hat er nicht mehr wollen und hat auch keinen Karst mehr angerührt. All unser Bitten ist vergeblich gewesen. Ach, es hat ja so kommen müssen!

Wie die arme Frau in solchen Gedanken lag, ist mit lautem Schritt der Vater, der Uli Steiner, zur Thüre hereingekommen und hat sie hinter sich zugeschmettert. Er kam vom Dorf, zog das Sonntagsgewand aus und that die Stallkleider an zum Melken. Dabei sprach er kein

Wort, aber seine Miene und seine Bewegungen waren unwirsch. Und wie er wieder zur Thüre hinaus will, da bleibt er vor seiner Frau stehen, die noch immer auf dem Ofenbank sitzt und ihr Haupt auf die Hand gelegt hat, die auf dem Ofentritt ruht. Er schaut sie eine Weile an, dann bricht das Ungewitter los.

„Du bist beim Pfaff gewesen! Du hast den Niggli verklagt.“

„Ach Uli, du hast es ja selber gesehen, wie es mit ihm geht. Es hat all unser Bitten nichts gefruchtet. Der Bub ist immer ärger geworden und ich habe gesehen, dass noch ein Unglück kommen muss. Er hat seinen Herrgott vergessen. Da habe ich in meiner Angst endlich nichts Anderes gewusst und bin zum Pfarrer gegangen und hab ihm geklagt und ihn gebeten, dass er ihm doch recht möge zusprechen. Da hat der Pfarrer viel gesprochen von dem gottlosen Wesen der Zeit und wie die Mandate der Obrigkeit nicht befolgt würden und wie man dieses Lotterleben müsse austreiben und wie dazu der Obrigkeit das Schwert gegeben sei
- -,

„Ja, da hat ihm der Pfaff den Weibel geschickt,“ fährt Uli fort, „und hat ihn vor Chorgericht geladen. In der Kirche hat er sollen den „Härdfall“ thun. Aber dazu hat sich der stolze Bursche nicht hergegeben und ich, meiner Seel, ich täthe es auch nicht vor diesen Schleichern, die den gnädigen Herren scharwenzeln und des Junker Landvogts gehorsame Diener sind. Da hat der Niggli böse Worte gebraucht; er ist ein hitziges Blut und sie haben ihn gefangen gesetzt und der Junker Landvogt, der Bartlome Mey zu Trachselwald, hat ihn heute in's Halseisen thun lassen. Meinst du, das thue dem Niggli gut? Das kühle sein heisses Blut? Meinst du, das sei eine Ehre für uns, dass der ganze Markt des Eybauern Sohn begafft?“

„Aber wer um Gottes Willen hat denn helfen können, den bösen Geist austreiben, der in dem Jungen steckt?“

Da muss man sich an unsere Obrigkeit halten. Diese verschachert um einen Haufen Gold des Landes kräftigste Söhne dem König von Frankreich. Das Gold legen sie in ihre eisernen Kisten, versaufen und verfressen es in ihren Zunftstuben zu Bern. Und wenn von den verkauften Söhnen noch einer ganz und heil heimkommt, und nicht einen verschlagenen Rücken hat von den Ruthen der Profosen und nicht verfault ist auf dem blutigen Schlachtfeld, wenn er dann nur halb so viel trinkt und aufbegehrt, wie diese gnädigen Herren, dann in's Halseisen mit ihn, auf die Galeeren, an den Galgen! Wir haben noch nicht vergessen, wie sie es mit dem Leuenberger gemacht haben, und mit dem Küpfer im Pfaffenbach und mit vielen Anderen in unsern Landen. Und der Pfaff führt damals und heute uns Bauern dem Landvogt zu und freut sich, wenn wir geschunden werden. Aber dass du mithilst, Anni, meinen einzigen Sohn zu Grund zu richten, vergess ich dir mein Lebtag nicht.“

Zornig war Steiner in den Stall gegangen und traurig blieb Anni zurück. Auf den traurigen Tag kamen viele andere, an denen die Sonne der Freude und des Friedens nicht in das Haus geschienen hat. Niggli kam nicht heim. Er hatte die Schande nicht ertragen und sich wieder davongemacht. Da kam einmal die Nachricht, er sei in Krattigen am Thunersee vom dortigen Müller, der ihn in einer Scheuer bei seiner Frau gefunden habe, erstochen worden.

Es ist schwer, ein Kind zu verlieren; schwerer, wenn es das einzige ist; noch schwerer, wenn das Kind sterben muss in dem Alter, da es der Eltern Stütze sein kann; am schwersten, wenn es zu Grunde geht durch eigene Schuld, fern von der Heimat, fluchbeladen, Andere mit sich reissend in seinem Sturz. Die trauernde Mutter sah beständig das Bild des schönen Knaben, des kräftigen, munteren Jünglings vor sich, wie er im Elternhause aufgewachsen. Er sah zu ihr auf mit flehenden Blicken und in Gedanken schloss sie ihn in die Arme, als möchte sie ihn beschützen und bewahren vor ungewissem, namenlosem Unglück. Dann schauderte sie zusammen; sie sah ihn im Halseisen, den wilden Schlemmer, sie sah ihn durchstoßen in seinem Blute. Sie sah ihn verworfen vor dem Richterstuhle Gottes, sie sah ihn verdammt, gequält von höllischen Geistern, sie sah ihn umherirren als nächtliches Gespenst mit seiner blutenden Wunde, ruhelos, rastlos jammernd und klagend mit dem heulenden Nachtwind.

Wo fand sie Trost? Aus den Reden ihrer Bekannten fühlte sie wohl, dass auch sie ihren Sohn als Verdammten betrachteten und mit ihm kein Mitleid hatten. Ihr Mann blieb ernst und verschlossen. Seine Trauer äusserte sich als Hass gegen die Menschen, deren Opfer sein Sohn geworden war. Fand sie Trost bei der Kirche? Dort stand es fest, dass Niklaus Steiner seinen verdienten Lohn empfangen habe für Zeit und Ewigkeit.

Da wuchs in ihrem Herzen gewaltig und mächtig das Verlangen nach Jemand, der sie verstehen wollte, dem sie ihr Herz ausschütten könnte, und als eines Abends das Stille Leni Wissler im Eyschachen zu ihr kam und in milden, sanften Worten zu trösten anfang, dass man das Kreuz Christi nach seinem heiligen Willen tragen müsse, da war das der langersehnte Balsam auf das verwundete Herz.

„Siehst du, Anni,“ so lehrte das Leni weiter, „die Menschen regieren über einander, die Obrigkeit schickt, um Geld zu gewinnen, Unterthanen in den Krieg, da tödten die Menschen einander mit dem Schwert, da rauben sie, stehlen und saufen, dann straft sie die Obrigkeit am Leib; die Pfarrer sind der weltlichen Obrigkeit Diener und es rächen die Menschen selber die Missethat, die an ihnen verübt worden ist. Das Alles, was du siehst und erlebst, das ist die Welt und diese Welt ist fern von Gott. Aber Christus hat ein anderes Reich gegründet. Er sagt: „Die weltlichen Fürsten bherrschend die Völker und die Oberherren farend mit Gwalt. A l s o s o l e s n i t s e i n u n d e r e u c h.“ Er hat zu Petrus gesagt: „Steck dein Schwärdt in die

Scheid.” Der Apostel sagt: “Dass kein Unreiner Erb hat an dem Reich Christi”, und zu den Galatern sagt er: “So ein Mensch etwan von einem Fal übereilt wurde, so underweisend in mit sanfftömütigem Geist, ir die da geistlich sind.“ Und zu den Römern sagt er: „Rächend euch selber nit. Die Rach ist min, Ich wils vergelten, spricht der Herr.“ Aber so wie es Christus haben will in seinem Reich, so geht es hier nicht, von Allem das Widerspiel, so geht es in der Welt. Aber er sagt: „In der Welt habend ir Angst; aber sind getröst, ich habe die Welt überwunden.“ „Wär überwindet, dem will ich geben mit mir auff meinem Stul zesitzen.“

Anni dachte den Worten nach. Es kam ihm auch je länger je mehr vor, dass es in einer wüsten traurigen, von Gott verlassenen Welt allein sei, in einer Welt, die an allem Elend schuld ist. So wäre es doch so, dass man Friede nur dann bekommt, wenn man von dieser Welt flieht, und dass man nicht an die sich halten kann, die in dieser Welt mitmachen und in allen weltlichen Dingen leben, sondern an die, die sich von dieser Welt absondern und an ihr keinen Theil haben wollen. Dabei dachte sie an das stille Leni und seine drei Geschwister, sie dachte an Bracher’s Oswald und seine Frau im Frittenbach und an manche Andere, die zu den Stillen im Lande gehörten, di so ernst sind und doch so zufrieden und sich fern halten von Lust und Lärm der Welt. Da war ihr, sie möchte auch einmal bei ihnen Trost suchen, sie brauchte ja nicht in ihre Gemeinschaft zu treten. Als Steiner eines Morgens zu Markt ging, machte sie sich auf gegen Längenbach zu Kaspar Lüthi, dem Täuferlehrer, den sie als stillen, frommen, alten Man von früher her kannte.

Auf dem Steg zu Emmenmatt blieb sie stehen und schaute das waldige Thal hinauf. Es war ihr auf einmal so schwer geworden; es schien ihr, als ob ihr Gang ein folgenschwerer sei, als ob ihr Gang über den Emmensteg sie loslöste von allen Beziehungen ihres Lebens, als ob sie mit dem Schritt an’s andere Ufer ein neues Land beträte mit ungewissen Zukunftswegen, so dunkel und doch wieder so hell. Weil aber diese Empfindungen nicht der Ueberlegung entsprangen, so war sie überzeugt, dass eine verständige Erwägung ihres Schrittes zu nichts führe; sie sah sich in der Hand einer höheren Macht, die sie über diesen Steg geleite.

Kaspar Lüthi begrüßte sie freundlich. Er war ein hochgewachsener Mann in grauen Haaren und grauem Bart; nur der Schnurrbart war wegrasiert. In seinem immer freundlichen Wesen hiess er die Frau abstellen und gab in die Küche einen Wink, dass Milch gewärmt werde.

Anni begann mit Entschuldigungen, da es den Kaspar gewiss sonderbar dünke, dass sie daherkomme, ohne etwas zu bringen, aber sie habe immer ein besonderes Zutrauen zu ihm gehabt und jetzt müsse sie Trost haben. Ihr Bub, der Niggli, sei ja verloren, er sei ja in Sünden und unbekehrt dahingefahren. Aber sie sei ganz besonders schuld daran. Sie habe zu wenig

ihn ermahnt, zu wenig ihn zum Beten angehalten; sie habe ihn gehen lassen im Weltwesen und nun, da er aus dem Krieg zurückgekommen, habe auch sie die Gnade Gottes verloren, denn Gott habe ihren Worten und Ermahnungen nicht mehr Kraft geschenkt; sie habe es gut machen wollen, aber sie habe die falschen Wege eingeschlagen, um seine Bekehrung zu erlangen. Und nun sei sie mit ihm in der gleichen Verdammnis und in einer Welt, da kein Trost und kein Friede für ihr Herz zu finden sei. Sie sei verlassen in dieser Welt und verloren, und spüre wohl, wie der ruhelose Geist des gemordeten Sohnes sie auch ergreifen wolle und in's Verderben ziehen, sie wisse keine Hülfe und Rettung mehr, als aus dieser Welt zu gehen und das Reich Gottes zu suchen, wenn Jemand es ihr zeigen könnte.

„Anni,“ so sprach der Täuferlehrer, „wenn du etwa meinst, dass ich dir den Weg zum Reiche Gottes zeigen könne, so bist du lätz daran. Es hat ein Anderer gesagt: „Ich bin der Wäg und die Wahrheit und das Läben. Niemants kumpt zum Vatter dann durch mich.“ Dein Sohn hat das Schwert genommen, also hat er durch das Schwert umkommen müssen, gleichgültig, ob durch das Schwert des Mörders oder durch das Schwert der Obrigkeit. Das Gebot gilt für alle Menschen: „Du sollst nicht tödten.“ Er hat die Gerechtigkeit empfangen, die vor der Welt gilt. Aber du, Anni, bist auch ein Weltkind. Du musst zu deiner Obrigkeit gehen und sie wird dem Müller zu Krattigen den Kopf abschlagen. Du musst zu deinem Pfarrer gehen, dem Moschard, der wird dir sagen, dass, wenn sie diesen Müller auf dem Schaffot ermorden, das Verbrechen gesühnt sei. Er wird dir sagen, dass du um dein Seelenheil nicht brauchst bekümmert zu sein, weil du als ein unmündiges Kindlein in der Kirche getauft worden bist. Er wird dir sagen, was du zu glauben hast. Die Studirten und Gelehrten haben das unter einander ausgemacht, es sind keine 20 Jahre her. Sie brauchen dafür ein gar gelehrtes Wort und nennen es Consensusformel. Das heitere, klare Wort Gottes kann ja nicht mehr genügen. Mit dem lässt sich nicht disputiren; die Studirten aber müssen streiten können, sie müssen eine Grundlage des Glaubens haben, die ihnen erlaubt, der Welt Lüste mitzumachen. Sie müssen eine Religion haben, die der Bauer nicht versteht, der blos die Bibel zur Hand hat, denn wenn der Bauer Alles verstünde, so könnten sie über ihre Schäflein nicht mehr regieren. Du, Anni, geh' zum Moschard, der soll dir die Consensusformel vorlesen; frag' nur diesem Ding nach, das wird ihn freuen. Aber, wenn du bei mir etwas suchst – ich weiss ja nichts, ich bin nicht studirt und nicht passirt. Ich bin ein Ketzer und ein Irrlehrer, wer weiss, wann sie mich köpfen oder ersäufen.“

„Red' nicht so, Kaspar,“ bat Anni, „ich weiss, dass du ein frommer Mann bist und dass Alle weit und breit dich achten und ehren und dass du mit dem Wort Gottes vertraut bist.

Darum solltest du ein armes Fraueli, das zu dir kommt, nicht verstossen und solltest ihm den Trost nicht versagen.“

„Aber wohl will ich dich verstossen! Weißt du nicht, dass mir der Landvogt mit dem Thurm gedroht hat, wenn ich fernerhin den Brüdern die Schrift auslege? Spielen, kegeln, saufen ist ja wohl erlaubt, aber mit den Brüdern beten und die Bibel lesen, darauf steht Galeerenstrafe. Unsere Brüder schmachten auf den Ruderbänken der Galeeren von Venedig. Und du, was treibst du für Aberwitz, dass du zu mir kommst? Willst du ausgetrieben werden aus dem Land? Willst du in dem Thurm zu Bern verfaulen? Weißt du nicht, dass es heisst: “So Jemants zu mir kumt und hasset nit seinen Vatter, Mueter, Weib, Kinder, Brüder, Schwester, auch darzu sein eigen Läben, der kann nit mein Jünger sein?“ Das aber vermagst du nicht. Du vermagst nicht das Kreuz Christi und den Tod auf dich zu nehmen, nicht einmal den Hass deines ungläubigen Mannes. Darum musst du heimgehen und dich derer nicht achten, die als eine Gemeinde des Herrn als Brüder und Schwestern mit einander leben. „Die Welt hasset sie; dann sie sind nit von der Welt, als auch ich nit von der Welt bin.“ – Was ist das? Was seh’ ich? Kommt dort nicht der Pfarrer Moschard auf mein Haus zu? Das bedeutet schwerlich etwas Gutes. Der hat mir noch nie Segen in’s Haus gebracht. Mach’ dich weg, da hinein in das Schlafgemach. Du bringst dich und mich in’s Unglück.“ Mit Mühe hatte sich Anni bewegen lassen, sich zurückzuziehen, denn schon verspürte sie in sich etwas Märtyrergeist und war sich bewusst, dass auch ein Pfarrer es nicht verbieten kann, wenn seine Schäflein Trost und Frieden für die Seele suchen.

Der Pfarrer trat ein, von Kaspar Lüthi freundlich begrüsst. Er trug schwarze Kniehosen, Schnallenschuhe, Mäntelchen und Barett und einen langen Stock mit silbernem Knopf und war ein ältlicher Mann von gesetztem, würdigem Aussehen. Nach den einleitenden Begrüssungen und verbindlichen Redensarten brachte Herr Pfarrer Johann Franz Ludwig Moschard seine Anliegen vor.

Du hast, Kaspar Lüthi, eine Tochter zu Wingey, die lebt zusammen mit dem jungen Hans Gerber. Das ist eine heimliche Ehe, denn sie haben nicht christlichem Brauch nach den Kilchgang miteinander gethan. Solches kann gar nicht geduldet werden und du solltest entweder dein Meitschi zu dir nehmen oder, wenn sie sich als ehrliche Eheleute betrachten, so sollen sie diese Ehe mit öffentlichem Kilchgang solennisiren. Willst du dafür sorgen, dass das geschieht?“

„Das schickt sich wohl nicht, dass diese Eheleute zweimal zusammengegeben werden. Die haben ihre Ehe geschlossen so gut und so ehrlich wie andere, aber dass das in der Kirche geschehen müsse, das möchte mir doch der Herr Prädikant aus der Bibel beweisen.“

„Es muss Manches gemacht werden, was nicht in der Bibel steht, aber es ist Gottes Wille, dass in allen Dingen rechte Zucht und Ordnung sei und dass der Obrigkeit Gehorsam geleistet werde. Du weißt, dass das Gesetz keine Ehe kennt, die nicht vom Prädikanten eingeseget und eingeschrieben ist in die Kirchenbücher. Wenn das nicht geschieht und es entstehen Kinder aus solch heimlicher Ehe, so können wir sie nicht anders einschreiben, denn als uneheliche, und kommt es zu einem Erbfall, so können wir einem solchen Kind kein väterliches Erbe zusprechen. So haben wir beständig und immerfort die verwickeltsten Händel, nur weil ihr Täufer euch den Gesetzen nicht fügen wollt. Es geht nun einmal nicht, dass Jeder nach seinem Kopf lebt, dass Jeder das, was ihm einfällt, als göttliche Offenbarung ausgibt. Aber so viel wir uns allzeit bemühen, euch solches begreiflich zu machen, so bleibt ihr doch immer dieselben. Hier liegt das Schreiben meiner gnädigen Herren an Johann Rudolph Steiger, Landvogt zu Trachselwald vom Jahr 1624, dass er die, welche ihre Ehe nicht nach den Gesetzen schliessen wollen, gefänglich einziehen soll. Schon damals hat mein Vorfahr, Johann Rudolf Philipp Forrer, Kilchendiener zu Langnau, genau dieselben Anstände gehabt, und nach 70 Jahren sind wir so weit, wie damals.“

„Saget nicht, lieber Herr,“ gab der Täufer zur Antwort,^{*}) „saget nicht, dass wir uns der Obrigkeit nicht fügen. Wir zahlen alle Steuern, die von uns verlangt werden. Allein in der Kirche Gottes hat keine weltliche Obrigkeit und kein Schwert zu richten, dann in der Kirche soll Niemand herrschen, sondern Einer soll des Andern Diener und Knecht sein. Wenn nun meine Tochter eine Ehe eingeht, so kann ein Lehrer der Gemeinde mit ihnen beten, es mangelt dazu keines obrigkeitlichen Kirchendieners.“

„Aber wir sind von der Obrigkeit dazu gesetzt.“

„Ihr seit von der Welt dazu gesetzt und seid von der Welt und prediget von der Welt, wir aber sind von der Gemeinde berufen, die sich von der Welt bekehrt hat, und als Prediger haben wir den innern Ruf von Gott erhalten.“

„Wie willst du sagen, wer den innern Ruf von Gott erhalten und wer ihn nicht erhalten hat?“

„Der hat ihn erhalten, dessen Leben mit seiner Lehre übereinstimmt.“

„So müsste Jeder, der nicht weinsüchtig wär, ein Pfarrer sein.“

„Bei euch Pfarrern sieht man jedenfalls keine Frucht. Es thut's nicht mit Götzen und Messe stürmen.“

„So ist also der Kaspar Lüthi ein berufener Apostel, aber mit seiner Heiligkeit ist's nicht weit her.“

^{*} Das folgende Gespräch nach den Akten der Zofinger Disputation, 1532.

„Ja, seht die Werke eurer Welt an, die ihr Kirche nennet. Die Apostel dagegen haben sich ausgeschieden von der Welt und haben mit ihr keine Gemeinschaft gehabt; sie haben die Unwürdigen von sich ausgeschieden, den bösen Sauerteig, und haben sich vor Gott unsträflich bewahrt.“

„Aber unsere Kirche ist nicht die Gemeinschaft der Heiligen, sie ist der Acker, auf dem der Same gesäet wird, der Acker, auf dem das Unkraut wächst unter dem Weizen; es gibt aber ausser dieser sichtbaren, unvollkommenen Kirche eine unsichtbare Kirche, das ist die Gemeinde der Heiligen.“

„Nein, nein, es heisst: der Acker ist die Welt, in der Welt ist das Unkraut, aber nicht in der Kirche Christi.“

„Aber wie wollt ihr wissen, was Unkraut ist? Könnt ihr in die Menschenherzen hineinsehen? Ihr sprecht den Bann aus über eure Brüder, ihr handelt päpstlich damit.“

„Und ihr strafet und verurtheilt eure Brüder weder nach dem alten, noch nach dem neuen Testament, sondern nach heidnischem Recht, ganz gleich wie die Heiden. Wir aber leben nicht mehr nach dem Gesetz, sondern nach der Liebe. Hingegen sitz' ab, Herr Pfarrer, wir trinken miteinander ein Glas Wein; es ist von Langnau her eine ordentliche Strecke, da wirst du durstig sein, und hier ist Käs und Brod, da sollst du zugreifen.“

„Recht gern, Kaspar, aber dann sollst du mich nicht Bauchprediger heissen, wie man das von euch Täufern bisweilen hören kann.“

„Jesus sagt zu seinen Jüngern: „Umbsonst hand irt empfangen, umsonst gebend es auch.“ Christus hat nicht wollen, dass seine Jünger ein Gewerbe aus dem Wort Gottes machen und sich auf Pfrunden setzen und grosse Pfründen nehmen aus der Götzen Gut. Statt dessen sollen sie die Spys brauchen, so ihnen vorgestellt wird, und desswegen nennet ihr uns Spysprediger. Ob aber Christus seinen Aposteln empfohlen, nach guten Pfründen zu laufen, erfindet sich nit im Wort Gottes, auch finden wir nit, dass die Apostel dinget syn mit festem Lohn und bestimmte Jahrlöhn machen.“

„Aber es heisst auch: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth, und dieser Lohn, dieses Geld ist an ihm selber nicht böse, sondern nur der Missbrauch, der allfällig mit demselben kann getrieben werden. – Aber, da wir jetzt doch gerade miteinander reden, so sag' mir doch, was du denn eigentlich wider die Kindertaufe hast.“

„Dass man die Kinder taufe, steht nirgends in der Bibel geschrieben.“

„Es steht auch nirgends geschrieben, dass man den Weibern das Nachtmahl gebe, aber ihr verweigert es ihnen nicht.“

„Taufet ihr die Kinder, warum wollt ihr den Kindern nicht auch das Nachtmahl geben? Die Messe ist in der Bibel auch nirgends verboten und doch habt ihr sie abgeschafft.“

„Freund, mit solchen Reden kommen wir nirgends hin. Siehst du, wir betrachten die Taufe nicht als das Schlussergebnis des Lebens, sondern als den Anfang desselben, darum hat sich auch Jesus taufen lassen, nicht, weil er sich von seinen Sünden bekehrt hat, sondern weil es der Anfang seiner Wirksamkeit war. Wenn die Taufe eine Bestätigung der Busse sein soll, so müssten wir Einen, so oft er sündigte, hernach wieder taufen. Darum gibt es eine äussere Tauf als Zeichen der Aufnahme in die christliche Kirche und eine innere Geistestaufe, die an keine menschliche und kirchliche Handlung geknüpft ist und die nicht wir verrichten können, sondern Gott allein. Ihr aber braucht die Taufe nur als Rottzeichen, als ein Abzeichen für eure Gemeinschaft, die ihr für die wahre Kirche haltet.“

Die Männer disputierten noch lange hinter ihrem Glase Wein, bald ruhiger, bald aufgeregter, immer aber offen und von der Leber weg. Frau Steiner hatte sich durch die Hinterthür verabschiedet, und auch der würdige Johann Franz Ludwig Moschard wanderte endlich Langnau zu und dachte bei sich, wie er in öffentlicher Disputation mit den Täufern mit klaren Stellen der heiligen Schrift und mit Gründen der Vernunft dieselben gänzlich mundtot machen würde.

Kaspar Lüthi aber zweifelte nicht daran, dass der Pfarrer durch das lautere Schriftwort gänzlich geschlagen sei.

Der ehrwürdige Prädikant beschäftigte sich in dieser Zeit viel mit der Täufern. Es war ihm Ernst mit seinem Amt und es that ihm im Herzen weh, wenn Einzelne im Bewusstsein eigener Weisheit an der Kirche vorübergingen und den Gottesdienst, der ihm Alles war, verachteten. Es that ihm weh, dass er als Verführer, als Weltpriester und Lohndiener konnte beurtheilt werden, da es ihm doch so heiliger Ernst war. Es that ihm weh für die ihm anvertrauten Seelen, dass sie in geistlichem Hochmuth sich selbst der segensreichen Gemeinschaft der Kirche beraubten. Es that ihm weh, dass in der Gemeinde, die ihm übergeben war, Zwietracht, Zertrennung und Zerspaltung mehr und mehr um sich greifen sollten. Und er war so fest überzeugt vom guten Recht der Kirche, dass er einen friedlichen, aber energischen Feldzug gegen die Täufer beschloss, einen Feldzug nicht mit weltlichen, sondern mit geistlichen Waffen. So ging er diesen Täufern nach, versuchend, wie manchen er überzeugen könnte. Dann hat er sich im Pfrundhaus an seinen Tisch gesetzt und hat auf den letzten Seiten des Eherodens von seinen Bemühungen Rechenschaft abgelegt.

Er hat von seinen Täufern allerlei hören müssen. Hans Schneider von Trub sagt ihm, er sei früher auch z’Kilchen gegangen, er habe 15 Prädikanten gehört predigen, „aber sie sind all

wider einander gsin“, und auf langes Drängen, warum er denn nicht wolle z’Predigt gehen, brachte er heraus: „Es heisst, hütet euch für denen, die lange Kleider tragen und gerne obenan sitzen; und für denen, die Trennung in der Gemeind anrichten, und meidet sie.“ Der Pfarrer fügt bei: „Wer thut das als die Täufer?“

Die Frau des Michel Burkhalter zu Mättenberg sagt ihm: „Ich bin 40 Jahr nit z’kilchen gangen, ich will nit erst jetz gahn.“

Ulli Fischer lässt sich auch nicht zur Kirche einladen. Er gibt zur Antwort: „was sollte ich in dem Steinhauften thun?“ Auch findet er es unstatthaft, dass Jemand sich lässt „Vater“ nennen: Kinder sollen ihre Eltern Aetti und Mueti heissen.

Seine Schwester Madle auf Wallistollen hält sich nicht würdig, je Täuferin werden zu dürfen, aber sie ist es bald geworden und kommt nicht mehr z’Predigt, weil geschrieben steht: „Gott wohne nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht seyen.“ Der Pfarrer selber hat ihr das zu Leid gethan, „dass er sie „geehrt“ habe, welches abscheulich sei, so man einanderen ehre.“

Daniel Grimm und Hans Bürki zu Gibel haben zu klagen, dass der Pfarrer gepredigt habe, die Unterthanen seien schuldig, ihrer Oberkeit Ehr zu erzeigen, „welches sie gar nicht hören möchten“. Der Pfarrer kann ihnen nicht begreiflich machen, dass in dem Spruch: „Ehret den König“ der römische Kaiser gemeint sei; darunter könne blos Christus, der himmlische König, verstanden sein, „Gott geb’ was ich gesagt“.

Die Christina Wali will nicht mehr zum h. Abendmahl gehen, weil es heisst in 1. Kor. 10, 21: „Jr mögend nit zugleich trinken des Herren Kelch und der Teuflen Kelch.“

Anna Jakob, Ulli Steiner’s Frau in der Ey, sagt, sie habe jetzt, da sie eine Täuferin worden, einen näheren Weg zum Himmel gefunden.

Michel Gerber im Wannenthal will sich lieber tödten, als z’Kilchen gahn.

Solches und viel Anderes musste der Kirchherr hören, das Schlimmste aber war, dass er sich in der Gemeinde nicht darüber aussprechen konnte, was sein Gemüth so sehr beschäftigte. Es ging gar nicht an, in der Predigt über diese Täufer loszuziehen, denn die Sympathie der Bevölkerung war ganz offenbar auf ihrer Seite. Aus den Chorgerichtsmanualen aber verlautete kein Ton wider die Täufer, auch nicht in den Zeiten, wo dies in Langnau die brennendste kirchliche Frage war. Das Chorgericht war offenbar nicht der sichere Boden für eine Kampfstellung des Pfarrers wider die Täufer, denn ohne Sympathie bis in die Behörden hinauf wären nicht alle früheren Mandate der Gnädigen Herren wirkungslos geblieben. Der Junker Landvogt zu Trachselwald war hierin des Pfarrherrn einzige Stütze.

II

Blau wölbte sich der Himmel über der Landschaft, aber Uli Steiner sah nur dasjenige viereckige Stück von demselben, das in den Schlosshof von Trachselwald hineinschaute. Die herbstliche Abendsonne warf den Schatten des Schlossturmes über das Thorgebäude und die grossen Linden vor demselben. Steiner war den halben Nachmittag auf der Bank hinter dem Thor gesessen und war mehr als einmal auf dem Punkt gewesen, sich unmuthig heimwärts zu wenden, nicht blos desshalb, weil ihn das vergebliche Warten auf den Landvogt verdross, sondern auch aus geheimem Zweifel, ob er überhaupt mit der begehrten Audienz Gutes stiften werde. Nun hatte er es in des Schicksals Hand gelegt; kommt der Landvogt nicht, bis der ganze Hof im Schatten liegt, so ist es gut, und die Audienz findet nicht statt; kommt dieser vorher, so ist's auch gut.

Und er kam. Vorerst aber nicht er selber, sondern eine Meute kläffender, bellender, wedelnder Hunde, die an ihren Leinen einen Jäger hinter sich herzogen, dass schaarenweise junges und altes Mannsvolk mit Stecken und Knütteln, mit grossem Lärm disputirend, das Treibervolk, das im Schlosshof die Ablohnung für die heutige Treibjagd erwartete. Nun erscheint durch das Thor, am Zügel geführt, ein Saumross, auf dessen Bastsattel der erlegte Hirsch gebunden ist, und ihm folgen zwei andere Pferde, beladen mit Gewehren, Kochkessel, Lägeln, Körben und Säcken. Der ganze Tross füllte den Hof, und mit viel unnöthigem Geschrei wurden die Thiere abgeladen, und endlich langen auch zu Fuss die Herrschaften an, der Herr Landvogt in grünem Jagdkleid, mit Waidmesser, Pulverhorn und Jagdhorn angethan, neben ihm, in farbigen Sammtwämsern, zwei junge Herren. Die feinen Gesichtszüge, die schwarzen Haare und Augen, die lebhaft, geschmeidige Art verrathen sie als Welsche. Von den ferneren zwei Herren in städtischer Tracht der damaligen Zeit kennen wir die hohe, würdige Gestalt des Kilchherrn zu Langnau.

Unterdessen ist Uli Steiner, der Bauer in der Ey, an den Landvogt herangetreten, und das Resultat ihres kurzen Gespräches war das, dass Steiner keineswegs gesinnt war, am andern Tage wieder zu kommen, und dass der Landvogt lieber gleich jetzt eine kurzee Audienz ertheilte, um dann ungestört mit seinen Gästen den Schluss- und Hauptakt der Jagdpartie feiern zu können.

Wir treffen die fröhliche Gesellschaft in dem Speisezimmer des Schlosses. Durch den geöffneten Flügel des Butzenfensters strömt der herbstkühle Abendwind; von hier schweift der Blick hoch herab über das weite, von Waldhügeln umkränzte Thal der Grünen. Die eine Seite des Gemachs ist durch ein gewaltiges Buffert eingenommen, mit blanken Zinnkannen

und Wasserfass geziert, an der andern Wand ragen Hirschgeweihe, und auf dem schweren Eichentisch in der Mitte thront dampfend ein Auerhahn. Die Haushälterin schenkt aus blanker Kanne in die silbernen Becher duftenden Aelenwein, und in den gewaltigen Lehnstühlen machen sich nach den ausgestandenen Strapazen die Helden des Tages zum Angriff bereit. Hatte sich doch die Jagd über die Arnialpen bis nahe zum Enzi gezogen. Natürlich war vorerst die Rede von den Erfolgen und Abenteuern des Jagdzuges und den Fehlern, die die Treiber begangen hatten. Dann aber beschäftigte man sich angelegentlich mit den Schicksalen der beiden Fremdlinge, die im Schloss zu Gäste waren und zu deren Ehren das heutige Vergnügen war veranstaltet worden. Bourgeois war einer der unglücklichen Waldenser, die von ihrem Landesherrn, dem Herzog von Savoyen, aus ihren Thälern waren vertrieben worden. Er hatte als Flüchtling den gastlichen Boden Berns betreten, hatte als einer der Angesehensten unter seinen Leidensgenossen in den evangelischen Orten, in Württemberg und der Pfalz die Verbindung unterhalten und hatte dann jene tollkühne Heldenthat mitgemacht, da im September 1689 1800 Waldenser sich auf bernischem Gebiet am Genfersee in aller Stille sammelten, nach St. Gingolph übersetzten, um die Thäler der Heimat, aus der sie verbannt worden, wieder zu erobern. Pfarrer Arnoud kam glücklich mit seiner Vorhut von 300 Mann in die ersehnten Thäler, aber das Hauptheer unter Johann Jakob Bourgeois wurde von den Savoyern geschlagen, und ihr Anführer entkam mit nur noch 300 seiner Getreuen nach Genf. Da, im März 1690, erlebte der junge Bourgeois den namenlosen Schmerz, dass er mitansehen musste, wie Angesichts des herrlichen See's und der Berge der Heimat das Haupt seines Oheims, des ritterlichen Glaubenshelden, unter dem Schwerte des Henkers fallen musste. Das Haupt des edlen Freiheitskämpfers fiel auf dem Boden der Freiheit auf das Todesurtheil des bernischen Rathes. Seine Henker waren reformierte Glaubensgenossen, auf dem Boden des Landes, das ihnen gastfrei Schutz gewährte gegen den grausamen Tyrannen, dessen Schwert sie mit Mühe und Noth nach unendlichen Leiden entronnen waren, im Herzen den bitteren Schmerz, ihr Vaterland zum zweiten Mal verloren zu haben. Wohl hat damals heiliger Zorn, Mitleid, Verzweiflung in dem Neffen gewüthet, da er den Helden erhobenen Hauptes auf dem Blutgerüste stehen sah, den Henker zur Seite; aber er sah auch, wie derselbe Schmerz die ganze Menge der Zuschauer durchzitterte, die Berner und Waadtländer so gut, wie die Waldenser, und die Gastfreundschaft, die er, wie seine Volksgenossen, auch fernerhin genossen, hat ihm bewiesen, dass jenes Todesurtheil beschlossen und vollzogen wurde in direktem Widerspruch mit den Gefühlen der Räthe und Bürger. Die Berner hatten die grösste Hochachtung vor den waldensischen Glaubenshelden; aber ihren Führer mussten sie opfern dem unerbittlich strengen Grundgedanken des Freistaates, dass nicht durch Gäste, denen man

Asyl gewährt, und die diese Freistätte zur Basis eines feindlichen Angriffes auf ein Nachbarland machen, das eigene Land in gefährliche fremde Händel gezogen werde.

Diesen Standpunkt vertrat auch der andere Fremde, der Franzose Olivier, der als Hugenotte seit der Aufhebung des Edikts von Nantes auf Berner Gebiet ein Asyl gefunden hatte. Er hatte die zum Himmel schreienden Hugenottenverfolgungen Ludwigs XIV. miterlebt, welche die Christenverfolgungen der römischen Kaiser weit hinter sich lassen. Er konnte erzählen, wie sein Trüpplein, Psalmen singend, den Jura überschritten, wie sie in den Häusern der waadtländischen Dörfer gespeist, getränkt und gekleidet worden sind, wie immer neue Schaaren von allen Mitteln entblösster Wanderer herankamen und wie die Bruderliebe der bernischen Glaubensgenossen nicht müde ward.

Der Landvogt konnte berichten, dass nach den neuesten Schätzungen nunmehr bei 6000 Hugenotten die Hülfe und Gastfreundschaft der Berner geniessen, eine Zahl, die natürlich auf die Länge die Kräfte der Republik übersteigen muss.

Pfarrer Moschard fügte bei, wie auch in seinem Dorf die Geldsammlungen für die vertriebenen Glaubensgenossen ausserordentlich reich und willig geflossen sind und wie das Mitleid für die Leidenden und der gerechte Zorn gegen den König bis in die hintersten Thäler gedrungen ist.

„Ein sonderbares Erlebniss war mir merkwürdig“, begann Olivier. „Wie wir, etwa 50 Personen, die meisten müde und elend, mit wenigen Karren und Maulthierern unsere geringe Habe mit uns schleppend, von Neuenburg her gegen Bern wanderten, begegnete uns eine ganz ähnliche Karawane, ernste Männer, Frauen und Kinder, wohl gekleidet in ihrer Landestracht, ihren Hausrath mit sich führend. Wir kreuzten einander auf der Strasse. In der nächsten Herberge, da man unsere Sprache verstund, vernahmen wir, es seien vertriebene Protestanten, vertrieben gleich wie wir, vertrieben aus ihrer Heimat, die uns gastlich empfängt und zugleich die eigenen Landeskinder verstösst. Wie kann dies Land, so fragten wir uns, für treue Bekenner ihres Glaubens eine Freistätte sein?“

„Glaubt Ihr denn,“ entgegnete Junker Mey, „dass die grands et puissants seigneurs de Berne weniger Recht und Gewalt haben, als Euer roi soleil? Wenn dieser es will, dass seine Unterthanen Eines Glaubens sind, so haben die Berner ebenso viel Macht, es zu wollen und es durchzuführen.“

„Es wird nicht Euer Ernst sein, Junker, den päpstlichen Gewissenszwang in die protestantische Kirche pflanzen zu wollen.“

„Das sei ferne. Niemand steht so treu und fest auf evangelischer Seite, wie das mächtige Bern. Fraget Genf, ob es seinen Glauben erhalten könnte ohne Berns starken Arm. Aber, was

wäre aus der Reformation geworden, wenn Zwingli und der Rath von Zürich nicht mit aller Macht zusammengehalten hätten, wenn sie nicht auf den Tisch geschlagen, die stürmenden Schwarmgeister der Wiedertäufer mit Gewalt weggestossen und erklärt hätten: so muss es gehen und nicht anders! Damals stund es kritisch, damals hatte man Leute nöthig, die durchzuhauen vermochten, die einen Graben zogen, darein die entfesselte Fluth der Geister sich ergiessen konnte. Der Feldherr muss mit blutendem Herzen eine Abtheilung seines Heeres der Vernichtung opfern, um dem Ganzen den Sieg zu erringen. Darum haben die Zürcher rücksichtslos die Täufer geopfert, um den Päpstlichen eine feste Kirche entgensetzen zu können. Und was hätten wir jetzt, wenn die reformierten Stände der Eidgenossen nicht eine ganz, klare Einheit darstellten, jetzt, wo wir in den meisten Dingen der Politik uns nicht auf die katholischen Stände stützen können, jetzt, wo wir rings umgeben sind von Welthändeln und Kriegsgeschrei? Jetzt darf nicht ein Geist einreissen, da Jeder glaubt, machen zu dürfen, was ihm träumt, da Jeder dem Befehl der Oberen das Wort entgensetzen kann: Man muss Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Wir Berner stehen, ich kann euch versichern, auf schwierigem Boden. Von uns hängt schliesslich, wie die Dinge jetzt liegen, die Existenz der Eidgenossenschaft ab, von uns die Stärke unserer Kirche. Geht nun das, ohne zu befehlen? Wer soll das Volk zusammenhalten, wenn man nicht Gehorsam verlangt?“

„Ich will euch nicht,“ entgegnete Olivier, „als Gast des Landes in eure Politik hineinreden. Ich glaube, dass sie bewunderungswürdig ist, wiewohl ich nicht recht verstehe, warum Berner im Solde Ludwigs stehen. Aber, wenn Einer aus eigener Erfahrung weiss, was es heisst, ein Glaubensverfolgter zu sein, wenn Einer froh sein muss, sein Vaterland verlassen zu können, da schaudert ihn im Herzen, in einem freien Lande Märtyrer des Glaubens sehen zu müssen.“

„Glaubt ihr, dass wir das zum Vergnügen oder auch nur leichten Herzens thun? Habt ihr nicht eben gehört, wie weh uns die Hinrichtung Bourgeois’ gethan hat, wie das geschehen musste wider all’ unsere Sympathien? Kann eine Regierung das Herz mitreden lassen? Der Römer hat seinen eigenen Sohn auf’s Schaffot gestellt, wenn er wider das gemeine Beste sich vergangen hat. Und wenn diese Wiedertäufer die besten Menschen wären und es noch so gut meinten und noch so Recht hätten, so müssen sie doch gehorchen und sich den Gesetzen des Landes fügen.“

„Aber lässt sich denn in religiösen Dingen Gewalt anwenden? Haben wir nicht genugsam erfahren, dass jeder religiöse Zwang das Gegentheil erreicht?“

„Wir wenden keinen Zwang an in religiösen Dingen. Ihr könnt unsere Rathsmanuale durchlesen, ob darin von religiösen Streitpunkten die Rede ist. Wir verlangen den

Huldigungseid der Obrigkeit. Sie verweigern ihn. Wir verlangen die Wehrpflicht. Sie verweigern das Waffentragen. Wir müssen in bürgerlichen Sachen unsere Ordnung haben; sie schliessen ihre Ehen nicht nach bürgerlichem Gesetz. Wir können also ihre Kinder nur als unehelich einschreiben, und desshalb gibt es immerfort Anstände im Erbschaftswesen und in der Vermögenstheilung. Und wenn nun Landeskinder den Gesetzen des Landes nicht gehorchen wollen, so sollen sie sich ein Land suchen, wo sie selber die Gesetze machen können. Das Alles hat, wie ihr seht, mit der Religion gar nichts zu thun. Die Religion ist ihnen der Vorwand zur Rebellion.“

„Aber sicher ist es ihnen dabei heiliger Ernst. Sie geben Alles her für ihre Ueberzeugung und unterziehen sich allen Leiden und Entbehrungen. Sie sind Märtyrer für ihre Ueberzeugung. Gibt es denn keine anderen Mittel, als die Gewalt, sie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, an der Gemeinschaft mit der reformierten Kirche festzuhalten?“

„Nun, da ist denn doch das Menschenmögliche geschehen. Wie manche öffentliche Disputation ist gehalten worden, in Zürich, in Bern, in Zofingen, wie manche freundliche Besprechung. Bei den gefangen gesetzten Täufern wirken beständig die Prädikanten von Bern, und auch die auf dem Land haben Weisung, stetsfort mit aller Liebe auf sie einzuwirken, ob sie nicht bekehrt werden könnten. Aber es ist bis jetzt Alles und Alles vergeblich gewesen. Was wollt ihr, wenn sie so fest überzeugt sind, dass der Prädikant unbekehrt, sie aber bekehrt sind? Wird da nicht alles wie an eine Mauer geredet?“

„Wollen sie sich denn nicht unter die Autorität der Bibel fügen?“

„Darüber lass ich den Prädikanten das Wort. Es wird gut sein, wenn diese darüber nachdenken, warum ihre Erfolge so herrlich sind. Was ich von ihren Disputen gehört habe, ist das, dass sie sich gegenseitig Bibelstellen an den Kopf werfen, und mir scheint, es müsste nicht schwer sein, für jede erdenkliche Ansicht eine Bibelstelle zu finden, und wenn sie im schlimmsten Fall keine finden, so haben sie das argumentum e silentio bereit, was nicht in der Bibel steht, das sei auch nicht befohlen. Seien wir froh, dass Vater Noah's Gewächs nirgends verboten ist, zur Gesundheit, meine Herren! Oder was habt ihr für Erfahrungen gemacht, Vetter Freudenreich, Ecclesiasticus von Eggiwyl?“

„Es mag nicht überall sein, wie in unsern Thälern,“ erwidert der noch jugendliche Pfarrer von Eggiwyl, „aber schlimm genug sieht es da aus. Wie wir ohne obrigkeitliche Gewalt die reformirte Kirche zusammenhalten wollten, das sehe ich nicht ein. Ich bin doch mit der ganzen Begeisterung für mein Amt zu ihnen gekommen und habe auf den Schulen nicht schlecht studirt. Aber wenn ihr auf einer Alp oben oder in einem Waldkrachen meiner

Gemeinde einen Kuhhirten predigen liasset und ihr gäbet völlige Freiheit, da liefe Alles zu diesem Kuhhirten hin und ich stünde allein auf meiner Kanzel. Und wenn ein Geissbub ihnen einen wundersamen Traum erzählte, wäre ihnen das lieber, als die Gelehrsamkeit aller reformirten Dogmatiker zusammengenommen. Käme dann die Geschichte dumm heraus, wenn sie das thun, was der Geissbub ihnen angibt, so würden sie einem alten Weib die Schuld geben und sie als Hexe verbrennen. Es ist ein böser Geist in die Leute gefahren im Bauernkrieg. Sie schauen das Pfarrhaus an, wie ein Zwing-Uri. Ich brauchte nur ein Wort zu sagen wider die Obrigkeit, da wäre ich ihr Messias. So lehrt es uns Pfarrer wohl, zusammenzuhalten mit der Obrigkeit zu Schutz und Schirm unserer Kirche.“

„Lasset in der Kirche Jeden behaupten, was ihm einfällt, so fährt der Hochmuth unter die Menschen. Alle wollen predigen, Keiner gehorchen, und wir haben den Thurmbau zu Babel, und die Unvernunft wird herrschen. Wer aber im Geistlichen sich nicht fügt, thut es im Weltlichen auch nicht. Sie werden gleich bereit sein, die Landvögte ab den Schlössern, die gnädigen Herren von den Sesseln zu vertreiben und Zehnt und Steuer zu verweigern, und vielleicht sind dann die Waadtländer Bataillone zu klein, meine gnädigen Herren zu beschützen. Was jetzt uns halten kann, ist ein strammes Regiment, weltlich und geistlich.“

„Nun seht,“ sagte der Landvogt, „ihr habt den Mann gesehen, der mich durchaus sprechen wollte, als wir in den Schlosshof kamen. Der ist in heller Verzweiflung über sein Weib. Sie haben ihren einzigen Sohn auf traurige Weise verloren, nun hängt er an seiner Frau mit ganzem Herzen. Das Augenwasser ist ihm gekommen. Jetzt wird ihm diese Frau weggenommen von den Täufern. Sie hat gegen den Mann ein fremdes Wesen angenommen, will keine Gemeinschaft mehr mit ihm haben, Samstag Abends schleicht sie sich fort und am Sonntag Morgen kommt sie wieder. Alles Wünschen und Befehlen ist vergeblich. Es ist bitterer Unfriede in's Haus gekommen, die Ehe ist gestört. Und solche Fälle habe ich mehrere. Mich nimmt doch wunder, wer schliesslich zu befehlen hat, ob diese hartköpfigen Menschen uns den Unfrieden in das Land bringen müssen, ob sie uns beständig den Geist der Rebellion sollen wach erhalten, oder ob die zu befehlen haben, die von Gott- und Rechtswegen dazu geordnet und tauglich sind. Lasst ihr die befehlen, die keinen Säbel und kein Gewehr in die Hand nehmen wollen, dann kommt euer Louis und uns geht es, wie Strassburg und der Pfalz. Der glaubt ja, die ganze Welt gehöre ihm; mit seinen Dragonern wird er uns schon die Einheit des Glaubens verschaffen. Es ist sehr Zeit, dass bei uns etwas geht. Wahrlich, mit Milde und Güte haben wir stets gehandelt, und gerade das ist schuld, dass es heute so steht. Wir haben ja die Papiere in Händen, dass wir mit aller Strenge vorgehen dürfen. Wie manches Mandat und Plakat ist schon von den Kanzeln verlesen worden!“

Bartlome Mey verliess das Speisezimmer und kam bald mit einigen Papieren zurück. „Hier seht die Mandate. Dies hier kam im März des vorigen Jahres (1691). Hier heisst es unter Anderem, dass die Täufer „den hochobrigkeitlichen Stand verwerffen, Ihnen den Eyd der Treuwe nie leisten, sich aller militärischen Exercicien und was sonst zu Schutz und Schirmb des Vaterlands dienet, sich gantzlich entziehen. Alls haben wir bey disen so gefährlichen Zeiten höchst nöthig befunden, solliche Leuth alls unserem Landt nur beschwärllich und unseres Schutzes unwürdig in unsern Landen nit mehr zu gedulden“ (Mandatenbuch).

„Hier ist ein Schreiben vom gleichen Jahr, dass die Kinder, deren Eltern nach wiedertäuferischer Weis und nicht nach gewohnter christlicher Ordnung eingesegnet worden, zu Erben unfähig erklärt seien.“

„Und hier ist ein Schreiben, das erst dieser Tage überbracht wurde, vom 30 Sept. 1692:

In unseren Landen werden wiederteufferische Bücher aussgestreuwet, Eins genant der Aussbund, ein anderes confessio Thomas von Imbroich und ein drittes der Täufern in Holland Glaubensbekanntnuss, wodurch der gemeine Mann beschwärt und verführt werden kann, so werden auch von hin- und herstreichenden Bücher- und Liederträgern Lieder auf den Märkten gesungen und verkauft, die zum Nachtheil und Verringerung der Ständen gereichen, welchem allem aus guter Vorsorg vor die Unseren, damit sie nicht mit irriger Lehr angesteckt werden, und zu Abstellung des unanständigen Liedersingens, wir nicht länger zusehen können und derowegen verordnet, dass wo dergleichen wiedertäuferische Bücher und Lieder angetroffen wärden, dieselben denen trägern und händlern abgenommen und abgeschaffet, auch das Liedersingen auf den Märkten hinderhalten werden solle“.

(Mandatenbuch).

„Aber Herr Landvogt,“ sagte Freudenreich, „was ist nun das wieder für eine schwache Geschichte. Glaubt ihr denn nicht, wenn ihr auf dem Langnaumarkt vor aller Welt einem solchen Liederträger seine Büchlein und Heftlein wegnehmt, dass dann der Gwunder danach erst recht losgeht, und wenn ihr ihnen verbietet, auf dem Markt vor den Leuten zu singen, dann singen sie in den Scheunen und haben dort doppelt so aufmerksame Zuhörer. Damit kommen wir nirgends hin. Es bessert nicht, bis man Ernst macht, bis man alle Täufer findet und sie alle miteinander zum Land hinaus jagt, und die Täufer zu finden, dazu haben wir ja die Mittel.“

„Das wäre?“

„Ihr wisst, dass die Täufer den Eid verweigern. Es soll der Rath einen Huldigungseid anstellen. Dazu sollen alle Bürger über 14 Jahre einberufen werden, immer 20 miteinander.

Wer nun ausbleibt und den Eid verweigert, den könnt ihr ruhig als Täufer behandeln und durch die Profosen greifen lassen. Dazu setzt Preise aus für Einbringung der Täuferlehrer und der „Zeugnissgeber“, setzt einen Termin zum Abzug für alle Täufer fest, nehmet die Geachtetsten derselben nach Bern als Geisseln in's Gefängnis, bis ihr Gewissheit habt, dass alle Auswanderer die Grenze überschritten haben. Das wäre ein kräftiger Schnitt, und ohne einen solchen wird die schwere Krankheit unseres Volkes nicht geheilt.“

Während diese Vorschläge erwogen wurden, schien es den beiden Fremden nicht mehr recht behaglich zu sein. Sie erinnerten sich zu deutlich an die Verfolgungen, die sie selbst erlitten hatten, und tauschten in stillem Zwiegespräch ihre Gefühle aus, bis die Unterhaltung wieder auf andere Dinge kam und endlich die Müdigkeit und der Weingenuss den geselligen Freuden ein Ende machten, nachdem Kirche und Staat nochmals kräftig auf die Staatsraison angestossen hatten.

III

In Uli Steiner's Stube lag die Hausfrau vor der Fensterbank auf den Knien und hatte ein Buch vor sich liegen. Der Bauer stand beim Ofen, den Blick voll Trübsal und Verzweiflung auf sein Weib gerichtet. Da fing Anni Steiner an, laut aus einem Lied des Jörg Blaurock zu lesen:

„Nun habt gedult ihr lieben Kind,
Um meines Namens willen.
Ob ihr schon hier gefasset sind,
Den Kummer will ich stillen.

Gott Vatter wollst durch deine treu
Uns nimmermehr verlassen,
Täglich O Herr du uns erneu,
Zu bleiben auf der strassen!

Verlass uns nicht als deine Kind,
Von jetzt biss an das Enden,
Beut uns dein vätterliche Händ,
Dass wir den Lauff vollenden.

Ach Herr so gib uns Liebe, rein,
Zu wandlen unverdrossen,
So wir von hinnen scheiden sein,
Die Thür nit sey verschlossen.“

„Hilf mir der allgütige Gott im Himmel“, rief Uli. „Du willst also von mir geh’n, du mein Anneli, du meine Frau! Du willst mich verlassen und ich soll hier einzig bleiben in Haus und Hof, und du wirst mir untreu, gehst mit Andern aus dem Land, in die Welt hinaus?“

„Uli, weißt du noch, als unser Niggli im Halseisen war, da hast du mit mir gekriegt, dass ich zum Pfarrer gegangen sei seinetwegen. Nun bist du zum Landvogt gegangen meinetwegen und hast mich verklagt.“

„Frau, ich habe dich nicht verklagt. Ich habe den Peter Liechti verklagt in Längenbach, dass er dich verführt hat zur Täuferi, dass er dich mir und der Haushaltung hat abspenstig gemacht.“

„Und jetzt haben sie mir aufgepasst, die Profosen, und haben mich erwischt, wie ich am Sonntag Morgen von der Versammlung kam, und ich habe den Befehl, entweder meinem Glauben abzusagen oder bis am 17. dieses laufenden Monats April das Land zu verlassen. Aber sie haben nicht das Recht, mich des Landes zu verweisen; kein Mensch hat solch’ ein Recht, denn „die Erde ist des Herrn“, das Land ist uns von Gott gegeben.“

„Anneli, komm’ mit mir; ich habe meinen Sohn verloren und jetzt soll ich mein Weib verlieren, und wir könnten das so wohl anders machen, es steht ja in unserer Gewalt. Wir würden zusammen leben in Liebe und in Freundschaft, ich wollte dir alles Liebe und Gute thun und du könntest deine Bücher lesen, könntest beten, so viel du wolltest, komm’ du mit mir, wir geh’n zu unserm Pfarrer und du sagst ihm, dass du den Täufern absagst und dass du dich mir unterziehest, und ich sage ihm, dass ich in allen Theilen mit dir zufrieden bin, und dann bleiben wir bei einander. Sieh’, ich weiss nicht, wie es mit mir kommt, wenn ich so allein und verlassen hier bleiben soll. Kannst du das verantworten vor unserem Gott? Du hast es in deiner Hand.“

„Nein, Uli, es steht nicht in meiner Hand. Es heisst: „Die der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder“. Und wenn mich nicht der Geist Gottes triebe, so wäre ich sein Kind nicht, wäre ungehorsam und verloren, und wenn ich mein Haus und meinen Mann mehr liebte, als ihn, so wäre ich sein nicht werth. Nein, Uli, ich ziehe mit Moses aus Egyptenland, zusammen mit dem rechten Israel. Es geht schon durch die Wüste, aber es geht in’s Vaterland. Die Brüder und Schwestern will ich nicht verlassen. Wer getreu ist bis zum Tod, dem will ich die Krone des Lebens geben, aber ein unbarmherzig Gericht wird über die gehen, die den Herrn verleugnen.“

„Aber ist denn das alles Ursache, wegzugehen von mir? Sind wir denn nicht alle Christen? Ist der Herr nicht für uns alle gestorben? Beten wir nicht alle zum gleichen Gott? Wollen wir nicht alle in den Himmel kommen?“

„Ja, Uli, wenn wir alle den rechten Glauben haben, warum verfolgt man uns denn? Warum haben sie so viele Brüder und Schwestern ertränkt, geköpft, verbrannt? Warum werfen sie uns in die Gefängnisse? Warum haben sie die Brüder bis auf's Blut gezeißelt? Warum haben sie schwache Frauen gefoltert, um sie zum Abfall zu bringen? Warum haben sie die Brüder auf die Galeeren geschickt? Warum verbieten sie uns das Land? Warum thun sie das alles, wenn ihr Glaube der gleiche ist? Siehst du, Uli, das haben sie den Propheten, das haben sie Christus gethan, und gerade so, wie sie ihn behandelt, so verfahren sie mit uns. Das sind die bösen Mächte der Finsternis. Sie müssen da sein, um die Kinder des Lichts zu verführen. Wohl aber denen, die treu bleiben. Es geht durch Leiden und Verfolgung zum Reiche Gottes, es gibt keinen andern Weg. Zu allen Zeiten ist die Welt so gewesen gegen die Gemeinde Gottes. Jetzt aber sind die letzten Zeiten, von denen es heisst, dass man sich in die Wüste flüchten soll. Betet, dass eure Flucht nicht geschehe im Winter. Jetzt ist der Widerchrist aufgestanden gegen die Gemeinde Gottes und will mit seinem Rachen das Kindlein verschlingen. Jetzt sind ergossen die Schalen des Zornes. Dann aber kommt das Ende, und die 144,000 Gerechten werden bekleidet mit weissen Gewändern und werden lobsingend vor dem Throne des Herrn.“

„Hör' jetzt, Anni, was du da sagst, verstehe ich nicht. Aber weißt du, wo du mir Liebe gelobt, was du mir gesagt an dem Abend, da du mein geworden bist?“

„Damals war ich in der Welt und tief, tief im Abgrund der Sünde und Weltlust. Dem allem bin ich jetzt abgestorben.“

„Weißt du, was wir uns in der Kirche versprochen, da der Pfarrer uns eingesegnet hat, da du mir zum Ehebund die Hand gegeben hast?“

„Uli, ich habe nichts wider dich. Du bist gut gegen mich gewesen, viel besser, als ich es je verdient, allein jetzt bin ich einem Andern verlobt, dem Himmelsbräutigam. Er hat mehr für mich gethan, er ist für mich durch den Tod gegangen, und ich kann Niemand anders angehören, als ihm allein, denn es heisst: Ihr könnt nicht zweien Herren dienen.“

Da konnte der gute Uli sich nimmer länger halten. Er setzt sich zum Tisch und stützte den Kopf in die Hände und brach in Schluchzen aus. Ihm war seine Frau gestorben und doch lebte sie noch.

Die Nacht war eingebrochen, da wanderte Uli nach dem Mättenberg. Seine Frau hatte das Haus verlassen und er war ihr von Weitem nachgefolgt. Es war ihm, sie sei ein entschwebender Schatten, er möchte sie halten und doch sei sie unwiderbringlich für ihn verloren. Dort bog sie ein im Hause des Schusters Michel Burkhalter. Noch andere dunkle Gestalten fanden sich ein und verschwanden rasch im Innern. Da drang aus dem Hause

halblauter Gesang von Männer- und Frauenstimmen. Uli lauschte und verstand folgende Strophen:

„Herr Jesu Christe, starker Gott,
Nun hilf uns jetzt aus dieser Noth,
Die letzte Stund ist vorhanden,
Satan mit seinen Banden
Sucht uns in allen Landen.

„Dein kleines Häuflein wir geplagt,
Verdrückt, verfolgt und verjagt,
Kein Platz ist mehr auf Erden,
Dein Volk will man ermorden,
Nur du magst Helfer werden.

„Die Welt, die lacht und spottet dein.
Wer dir folgt, muss verspottet sein,
Man unterdrückt uns Armen,
Lass dich's, o Herr, erbarmen,
Umfang uns mit dein Armen.

„Barmherzig dich erzeig und mild,
Führ uns durch's Meer und Gwildnuss wild,
Dass wir nit drinn verderben,
Uns deinen Geist erwerben,
Das Himmelreich ererben.“

Dann hörte Uli Steiner Einen mit erhobener Stimme beten. Unterdessen erspähte er durch das Fenster neben der Thüre, nur theilweise beleuchtet durch den Oeltägel, der auf dem Herd mitten in der Küche steht, eine Reihe Gestalten, die im Hintergrund der Küche am Boden knieten. Nachdem sie sich wieder erhoben und auf Bänke gesetzt hatten, begann der alte Michel Burkhalter seine Predigt.

Es sei nun die Stunde gekommen, wo von der Knechtschaft Egyptens das Volk Israel solle ausgeführt werden. Der Profos hat ihm das Mandat gezeigt, welches die gnädigen Herren am 6. April 1693 an die Amtleute von Landshut, Burgdorf, Brandis, Trachselwald, Signau, Thun und Oberhofen erlassen hat. Danach soll die ganze Mannschaft von 14 Jahren aufgeschrieben und hernach samptlich in Huldigung gezogen werden, immer 20 Personen auf einmal sollen zum Eid zugelassen werden; auf den weigernden Fall wird einer für einen Täufer gehalten. Für die Einlieferung eines einheimischen Lehrers werden 25 Thaler, für einen fremden 50 Thaler bezahlt. Zum Abzug aus dem Land wird eine Frist gegeben bis Montag den 17. des laufenden Monat April. Aus jeder Kilchhörig sollen zwei der frömmsten und bestbemittelten Personen unter ihnen als Geissel anher geschickt werden. Sie sollen aber nicht „ihre besten Sachen und Mittel mit allerlei Geschwindigkeit und gefährd hinweg flöcken

und ihre Weib und Kinder ganz blutt und bloss hinderlassen, dass sie hernach denen Kilchhörenen auffallind“. (Mandatenbuch.)

Dann fing Michel an zu reden vom Glauben, dass derselbe sei „nicht nach eines Menschen Gang oder Zwang, auch nicht des Wöllenden oder Lauffenden, sonder ein Gaab der Erbämbd Gottes, nicht ein Schaff aus dem Fleisch oder Geblut, sonder eine Einschreibung des Geistes Christ in die Sin un Hertzen. In der Gemeinde Gottes wird keiner etwas zu glauben genöthiget, wie man jetzund wider die Schrifft bey vilen sieht, dass die Sach leyder fürgenommen wird, was der Oberherr glaubt, das müssen auch der mehrer Theil der Underthanen bekennen. Die Oberkeit hat bei ihrem Ampt zu bleiben, in Policeyen und gemeinen burgerlichen Sachen das Böss zu straffen und hat nicht über diese gesetzte Ordnung zu greiffen. Dieses Ampt ist auch dem gottlosen Heyden Neron ausszurichten befohlen und Gott nennt den Heydnischen König Nebucadnezar seinen Knecht. Aber sie sollen ihr Ampt nicht missbrauchen und Unschuldige betrüben, gleich Pilatus. Aber es dunkt vil Leut, dass solche Sachen mehr durch Anreizung der Lehreren entspringen, dieweil sie sehen, dass sie in die Dörn säyen und ihre Lehr ohn Frucht abgeht. Die Apostel haben die Christenliche Kirchen erbaut durch Krafft des Heiligen Geistes und Mittel des Banns, indem sie das Böss von ihnen gethan haben. Sie sind darum nicht aus dem Land verjagt, das Ihrige ist ihnen nicht genommen worden. Jetzt aber wollen sie den Glauben durch äusserlichen Gewalt den Leuten andringen, aber es will keine Erbesserung oder neue Geburt darauss erfolgen. Den Christen aber gebürt ihrem Lehrmeister nach, nit zu verfolgen, sonder verfolgt zu werden. Aber wer wolt wissen, was Tag wär, wenn es nit Nacht und dunkel würd? Und wenn solche Verfolgung underm Namen Christi nit geschehe, wie würde dann die Schrifft erfüllet?“

Nun erzählt der Redner von den Leiden des Jesaja, Jeremia, Ezechiël und Daniel, Amos, Micha und Zacharias, vom Sohne Gottes, Johannes dem Täufer, Jakobus und Stephanus und vielen Heiligen.

Felix Manz, Falk, Reimann, Konrad Winkler, Jörg Karpfis, Hans Herzog sind in Zürich ertränkt worden, Blaurock, Eberle, Krüsi sind verbrannt, viele Andere rings umher in allen Landen sind geschlagen, mit dem Schwert hingerichtet worden. Aber der Christ muss verfolgt werden und dessen freut er sich. Dann steigt die heilige Stadt vom Himmel und ladet des Lammes Braut zum hochzeitlichen Abendmahl. „So wollen auch wir den Wanderstab ergreifen. Gott wird uns die rechte Strass führen. In diesem Leben ist ja doch nur Trübsal, Elend, Angst und Leid. Glückliche, wer mit ihm kann sterben und sagen: In deine Händ befehl ich dir, Herr, meinen Geist. Amen.“

In dem Schlussgebet, das der Prediger aus dem Gebetbuch*) las, kamen folgende Stellen vor: „Wir kommen vor dich und bekennen unsere Sünd, und bitten dich im Namen Jesu, deines Sohnes, du wollest dich doch über uns erbarmen. Erbarme dich unser, o Gott, erbarme dich unser. Ist noch irgend was bei uns, das dir missfällt und uns verborgen ist, das gib uns zu erkennen und lass es uns zu Herzen gehen, dass wir's gerne verlassen mögen. Sollen wir auch noch wissen, das dir gefällt und uns verborgen ist, das gib uns zu erkennen, und ein Herz, dass wir's gerne mögen annehmen. Sei auch gnädig und barmherzig allen Denen, die dich und uns hassen, verfolgen und Leid anthun. O Herr, vergib es ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Darum rechne ihnen unserethalben keine Schuld zu.“

Als der Prediger geendet, sah man drinnen die Weiber weinen, einander umarmen und küssen, die Männer schauten ernst und entschlossen vor sich hin. Uli Steiner spürte auch in seinem Auge eine Thräne und wandte sich heim. Er wusste, dass er sein Weib verloren hatte.

Am 17. April 1693 bewegte sich ein ernster, stiller Zug auf dem Weg von Langnau gegen Zollbrück. Männer und Weiber waren mit Räfen und Hutten schwer beladen. Einzelne weinten und schauten bisweilen zurück, Andere trugen den Ausdruck stiller, ernster Entschlossenheit, Andere schauten mit verzücktem Blick und lächelndem Munde vor sich hin.

Salzburg hat solche Auswandererzüge gesehen, auch Frankreich und Savoyen, aber unser freies Vaterland sah sie auch; nicht blos das Emmenthal; ganz besonders aus dem Amt Schwarzenburg und auch aus dem Oberland wurden damals Viele zur Auswanderung gezwungen.

In der Obermatt bietet ein Wäldchen kühlenden Schatten. Da biegt der Weg aus dem Thal der Jlfis in das der Emme ein. Es ist hier der letzte Blick auf die Hügel und Berge der Heimat. Hier werden die Lasten abgelegt und nach kurzer Rast stimmte der Aelteste ein Abschiedslied an, das von Jörg Blaurock stammen soll und dessen letzte Strophen also lauten:

„Auff Fleisch kann ich nicht bauen,
Es ist zu schwacher Art:
In dein Wort will ich trauen,
Das sei mein Trost und Hort,
Darauff ich mich verlassen thu,
Wird mir auss allen Nöthen
Helffen zu deiner Ruh.

Hertzlich thu ich dich bitten
Vor alle unsere Feind,
Wollst ihnn, O Herr! Mit sitten,
Wie viel doch deren seind

* Von 1691

Nicht rechnen ihre Missethat,
Das gscheh nach deinem Willen,
Dess bitt ich dich, o Gott!

Also will ich mich scheyden
Sammt den gefehrden mein,
In Gnad will uns Gott leyten,
Wol in das Reiche sein.
Dass wir im Glauben ohn zweiffel seynd
Sein heilges Werk vollenden,
Der geb uns Krafft ins End.“

In respektvoller Entfernung stand eine Schaar Buben. Sie schauten zu, wie die Täufer wieder ihre Lasten auf sich nahmen und nordwärts die Strasse weiter zogen. Dann gingen die Begleiter wieder Langnau zu. Nach einiger Zeit sah man auch den Uli Steiner zurückkommen. Er hatte, hinter dem Hag verborgen, sein Weib fortziehen sehn.

Man sprach in Langnau viel von diesem Ereignis. Die Leute stunden überall zusammen. Nach Emmenthaler Art gaben sich die Gefühle nicht besonders lebhaft kund. Aber wenn man auf die Gespräche und Meinungen hörte, so gab es auch da verschiedene Leute. Hat man das Gefühl, dass ein Unrecht geschehen ist, so sucht man es sich dadurch zu erleichtern, dass man möglichst viel Schuld auf den leidenden Theil wirft. So munkelte man von Verbrechen, welche diese Leute heimlich im Schilde führen, von Unsittlichkeit bei ihren nächtlichen Zusammenkünften. Dann kam der Aberglaube zu Hülfe. Man kann nicht wissen, ob diese Leute nicht das Vieh im Stall, das Korn auf dem Feld zu verwünschen im Stande sind.

Dann begegnete man jenem bösen Volksgeist, dem eine Hinrichtung willkommene Aufregung gewährt. Man spürt sich dann in einem wohlthuenden Licht der Gesetzlichkeit. Vom Standpunkt des nützlichen Bürgers sieht man herab auf den Auswurf der Menschheit, das Lumpengesindel, das man im Lande nicht brauchen kann, das meinetwegen zusehen soll, wo es unterkommt. Es ist die gemeine Stimmung, die dem Wehrlosen am liebsten einen Stein oder doch einen schnöden Witz nachsendet.

Einzelne lobten laut das Vorgehen der Obrigkeit, Andere bedauerten die Vertriebenen als arme, bethörte Opfer ihrer unpassenden Schwärmerei. Aber über all' diese Auffassungen überwog ein stiller Grimm über das Vorgehen der Behörden und Mitgefühl mit den Verbannten. Es überwog weit das Gefühl, dass diese Verbannten unser eigen Fleisch und Blut und dass Obrigkeit, Pfarrer, Landvogt und gnädige Herren nicht unser eigen Fleisch und Blut sind.

Es waren für den Herrn Pfarrer von Langnau gar nicht gemüthliche Tage. Die Freude an dieser Reinigung der Kirche war nicht so ganz ungetrübt. Er sass in dem alten hölzernen

Pfarrhaus, dem hässlichsten Hause fast im ganzen Dorf, wie einer seiner Nachfolger im Eherodel klagt, und schrieb in diesen selben Rodel die Namen der Ausgezogenen:

„Nachdem nun die Täuferische Secte in 24 Jahren, durch gelindigkeit etlicher Herren Landvögten so mächtig zugenommen, dass Ao. 1692 in dieser Gemeind 28 bekanntte Täufer waren, und fast jedermann ihnen so wol gewogen war, dass sie es nicht hören möchten, wann wir etwas wider sie predigten, haben Mghh. Ihnen ernstlich gebotten auss dem Land zu weichen; Als sie aber solches nicht thun wollten, sind sie under Juncker Bartlome May, Landvogt zu Trachselwald, zuerst vergantet, und darauff mit gwalt, sonderlich aber durch Gyselnemmung aussgetrieben worden, und sind von hier weggezogen nachfolgende Täufer:

Ulli Gerber an der Wisenholen und sein Frauw Catri Herman,

Sein Sohn Peter und seine Tochter Elssbeth.

Michel Gerbers Sohn im Wannethal, der Michel.

Osswald Brachers s. Frauw Barbara Sterchi, im Frittenbach.

Jakob Wisslers s. dess gewessnen Täuffers im Eyschachen vier Kinder, Christen, Peter, Catri und Leni.

Michel Burkalter der Schumacher zu Mättenberg, ein alter Mann, und seine Frauw, welche schon 40 Jahr eine Täuferin ist.

Daniel Grimm zu Gibel, gewessner Chor Richter, und Hans Bürki sein Nachbar, gewessner Allmusenvogt und Brüg Müller.

Christyna Wali, Ulli Stauffers des Senns auss dem Eggiweil Frauw, Daniel Grimms schwöster Tochter.

Jacob Schwartz im Moss, sein Frauw Elssbeth Schänck und sein Sohn Ulli.

Peter Schäncks Frauw im Mülibach, Barara Schänck, Vorgemeldter Elssbeth Schäcks Schwöster.

Die alte Fischermuter Elssbeth Aeschimann; ihre beyde Töchtern Madle und Elssi, Ulli Blasers und Christen Tanners zu Walistolen Eheweiber. Diese haben sich von ihrem Bruder Ulli Fischer, einem schlimmen Täufer zu Signau, verführen lassen.

Ulli Aeschlimanns Frauw zu Rigenen, Madlena Herman.

Ulli Bieris Frauw im Katzbach, Maria Hofer. Diese ist zu Trub eine Täuferin worden, und mit ihrem Mann gen Langnauw kommen Ao. 1692.

Ulli Steiners Frauw in der Ey, A. Jacob. Diese luffe in einer Traurigkeit zu Caspar Lüti zu Längenbach, dem Täufer Lehrer, und ward alsobald von ihm Verführt.

Anna Blaser, des entloffenen Michel Müllers des Kühers Frauw.

Anna Gyssler, die Magd zur Multen.

Der junge Hans Gerber zu Wingey, vorgemeldten Caspar Lütis Tochtermann.

NB. Bei austreibung dieser Täufferen sagten die Täufferisch gesinnten, es werde wol etwas darauff erfolgen; Und als es fast den gantzen Meyen geregnet, schrieben sie es dieser ursach zu. Es ist aber darauff schönes wetter erfolgt, darby man heuwen, erdnen, embden und säen können, und ist das getreid diss Jahr durch Gottes güte so wol gerathen, dass ein Mütt Korn 6 Mäss Kernen geben, welches in vilen Jahren nit geschehen.“

So sehr schön Wetter es nun war, so haben doch die Kapitel Thun und Burgdorf am 31. Mai 1693 ein Täufermandat erhalten, nachdem die Austreibung der Täufer am 17. April desselben Jahres vollzogen worden war. Nach demselben soll „nicht Anlass zu Ergerniss gegeben werden. Sie sollen an Samstagen Abends, wenn die Täufer in die Versammlungen gehen, und an Sonntagen Morgens, wenn si widerumb nach Hauss kehrend, bei den Bruggen und Pässen ihrer Aembteren auf alle Durchpassirenden fleissig Obacht geben, die Verdächtigen anhalten und examiniren“. Eine Anzahl verzeichneter Täufer sollen sie „als alte presthafte Personen einmal bis auf weitere Verordnung unantastet verbleiben lassen“.

Unter unsern Bekannten sind in diesem Verzeichnis:

„Barbara Sterchi, Osswald Brachers Mutter, Elsbeth Schenk, Hans H. Schwartzens Mutter, Michel Burghalter zu Metteberg und Kaspar Lüthi in der Längenbach Mühle, ein alter Lehrer.“ (Rathsmanuel.)

IV

Mühsam bahnte sich ein Mann mit einer Hutte auf dem Rücken den Weg über einen tiefbeschneiten, steilen Abhang empor. Zur Linken und zur Rechten zogen sich tiefe Waldgräben, die sich zu einem mässig weiten Thale vereinigten, das im glänzenden Weiss der Wintersonne lag. Wälder bekleideten die Abhänge des Thales. Unten, wo das Flussbett und ein schmaler Pfad sichtbar waren, standen Bauernhäuser in den entlaubten Obstgärten, und oben, über den waldigen Hängen, auf dem breiten Rücken der Bergzüge, sonnten sich stolze Höfe. Zuweilen blieb der Wanderer stehen und lehnte sich auf den Bergstock, um sich vom Steigen zu erholen. Je höher er stieg, desto mehr Bergrücken reihten sich neben die nächsten, desto mehr Thäler und Seitenthäler öffneten sich dem Blicke. Ueber Allem aber thronte der weite, strahlende Alpenkranz in leuchtender Klarheit, es glänzten die wundervollen Formen der Berner Alpenkette, gestützt und geschützt durch die Gewaltigen Bastionen des Hohgant, der Schratten, der Sohlflühe und der Sigriswylerberge.

Endlich war nach langer Wanderung die Sennhütte unter dem obersten Grat erreicht. Sie war, wie die andern, tief eingeschneit, aber doch erkannte man am Weglein, das von der Thüre nach dem Brunnen getreten war, und an dem etwas abgeschmolzenen Dachschnee, dass die Hütte, die sonst, wie alle Alphütten im Emmenthal, im Winter verlassen war, einen Bewohner hatte. Doch war die Thür verschlossen und auf das Rufen erfolgte keine Antwort. Nun ging der Ankommende um die Hütte herum und hatte während seines Klopfens, Rufens und Spähens herausgefunden, dass keine frischen Tritte von der Hütte wegführten. So war also der Insasse darin und es musste parlamentirt werden.

„Christen und Peter Wyssler! Ihr seid in der Hütte drin; verstecken und schweigen nützt euch nichts. Ihr braucht euch aber nicht zu fürchten. Ich bin der Uli Steiner, euer alter Nachbar in der Ei. Ihr braucht nicht zu glauben, dass ich euch verrathen und anzeigen werde. Ich weiss wohl, dass ich für Jeden von euch beim Landvogt zu Trachselwald 30 Kronen bekomme, einen ganz hübschen Taglohn, aber den Uli Steiner kennt ihr anders. Wir haben einander ja stets in allen Dingen geholfen, wie ihr im Eischachen waret.“

Endlich hört man Tritte im Innern, der Riegel wird geschoben, die Thüre öffnet sich und zwei Männer reichen freundlich die Hand zum Grusse. Uli Steiner blieb vor ihnen stehen und schaute verwundert in ihr Angesicht. Aus den jungen Leuten, mit denen er im Eischachen als seinen Nachbarn viel verkehrt hatte, waren Männer geworden, deren bartumrahmte Gesichter bewiesen, dass sie viel Schweres erlebt, dass sie durch Erfahrung und innere Arbeit entschlossene, feste Charaktere geworden sind, die des Lebens Beschwerden nicht mehr fürchten.

„Es sind aber auch 9 Jahre verflossen seit jenem 17. April, da wir aus der Heimat gezogen sind“, bemerkte Peter Wissler, nachdem sie in das wohldurchwärmte Weidgemach eingetreten waren. „9 Jahre ist eine schöne Zeit, und wenn man in dieser Zeit so mancherlei erlebt, kann man sich schon verändern. Gott sei Dank, der Herr war stets mit uns. Wir durften manche Gnadenerweisung erfahren unter den Brüdern in der Pfalz und den Niederlanden. Sie haben alle unsern Glauben gestärkt. Wir haben mit unserer Hände Arbeit des Lebens Nothdurft erworben und durften daneben auch den Brüdern hin und her geistliche Nothdurft spenden. Wir sind Gäste und Fremdlinge gewesen in jenen Landen, aber wir haben erfahren, dass die verfolgte wehrlose Gemeinde Christi zusammenhält und dass diese Liebe gestärkt wird durch gemeinsame Leiden. Aber es ist doch die Heimat nicht. Komm, Uli, vor die Hütte, sieh doch die Berge und die tiefen, schattigen Thäler und die durftigen, würzigen Wälder, sieh da, das herrliche Land, das hast du in der Fremde nicht. In jenen endlos sich dehnenden Flächen, da wird's dem Herzen Angst. Sieh, hier sind wir aufgewachsen, das Land hat uns

Gott geschenkt, dort unten in jenen Häusern sind unsere Verwandten und Volksgenossen. Wie herrlich, wenn in diesen Bergen wohnte ein Volk Gottes, das Gott dienen könnte im Geist und in der Wahrheit! O, wir haben oft bitter geweint, als wir des Tages gedachten, an dem wir ausgezogen sind mit unserer geringen Habe, an dem die Obrigkeit uns ausgestossen hat von unserem Haus und Herd. Und die hat nicht das Recht dazu gehabt, denn die Erde ist des Herrn. Da hat uns Gott im Gesichte geoffenbart, wir sollen heimgehen in's Vaterland. Ich habe so klar im Geist diese Berge geschaut und habe die Gesänge der erlösten Brüder gehört, die hier zu mir heraufsteigen werden. Da bin ich mit dem Bruder südwärts gewandert und viele Schweizerbrüder sind vor mir und nach mir gekommen. Aber man verfolgt uns, als ob wir wilde Thiere wären. Doch finden wir allerwärts gute Menschen, auch solche, die sich heimlich zu den Brüdern zählen, aber nicht Muth haben, es zu bekennen und das Kreuz Christi auf sich zu nehmen. Wir können Vieles wirken hin und her in den Häusern und finden dabei unsern Unterhalt und haben niemals Mangel gelitten.“

„Sprecht offen,“ sagte Uli Steiner, „ist nicht eure Lage in letzter Zeit gefährlicher geworden? Es sind eben gar Viele von den früher Ausgejagten, die zurückgekehrt sind, die als Wanderprediger bald hier, bald da Versammlungen halten, die bei Gesinnungsgenossen ihre Verstecke haben, die sich im Winter in verlassenen Sennhütten einhausen. Da ist den gnädigen Herren die Geduld wieder ausgegangen und ich hörte es von der Kanzel verlesen, dass die gnädigen Herren vernommen, „dass die Wiedertäufer sich bei annahender Winterszeit allwegen wieder in's Land efinden und sich während der Kälte in denen Alphütten sich aufhaltind, allwo Oefen sich befinden“. Die Besitzer dergleichen Alphütten sollen dies nicht dulden. „Wer einen solchen eintretenden Täufer behündigt oder entdeckt, wird unter Geheimhaltung seines Namens ein Recompens von 30 Cronen erhalten.“ So wurde verlesen. Aber die gnädigen Herren wissen, warum sie für die Angeber Geheimhaltung des Namens zusichern müssen. Nur wollte ich euch das sagen, da ich vernahm, dass ihr hier seid. In meinem Haus da sollt ihr Schutz und Schirm geniessen. Ich habe da ein Versteck, da euch Niemand findet.“

„Wir sind dir dankbar, Uli. Siehst du, wir gehen nicht darauf aus, unser Leben zu bewahren, aber wir sind dankbar, wenn wir wirken können, so lange es Tag ist. Es kommen über Tag viele bedrängte Gemüther zu uns. Wir sind so, wie die Einsiedler der Papstkirche, die weit und breit im Volk Achtung und Ansehen geniessen. Wir kommen segnend und tröstend in die Häuser, wo man uns annimmt, aber verrathen oder anzeigen thut uns hier Niemand. Kommen dort Verdächtige durch die Gol herauf, so ertönt vom Hauetershaus her das Horn; das schallt hell durch die klare Winterluft, dann ziehen wir uns hier von Rislau in

die Wälder der Kurzenei und wenn nöthig hinüber nach den Arnialpen. Bis Jemand von der Gol hier oben ist, sind wir längst geborgen. Wir wissen aber auch, dass die Tyrannei der weltlichen Oberen bald aufhören wird.“

„Nun, wie gesagt, ich biete euch Unterkunft, und hier in der Hutte habe ich etwas für euren Unterhalt mitgebracht. Vielleicht wundert ihr euch darob, doch ist es nur ein kleiner Theil von dem, was ich euch schuldig bin. – Wie? Ihr wisst nicht, was ich euch schuldig sei? Wie ihr im April 1693 das Land verlassen musstet, hat man euer Heimwesen im Eischachen in aller Eile vergantet, und weil es an mein Eigenthum anstiess, hab’ ich darauf geboten und war der Einzige und habe um ein Spott- und Schadgeld euer ererbtes Heim mir erworben und verschreiben lassen. Ich habe mir damals in meinem Grimm nichts daraus gemacht, euch Täufer zu schädigen. Ich sagte mir: Sie nehmen mir mein Weib, und das ist mein Schaden, den mir Niemand vergütet. Aber ich hörte, wie gut und liebevoll ihr für das Anni gesorgt habt. Und als ich von eurem Land den Nutzen zog, da war mir bei jedem Sensenstreich, ich höre Jemand rufen: Du schlechter Kerl! Und das Habermus von eurem Land dünkete mich bitter, und die Kühe in eurem Stall schauten mich an, als wollten sie sagen: Du bist unser Meister nicht! Wie ich aber hörte, dass ihr wieder da seid, da war ich entschlossen, so viel als möglich gut zu machen, und wenn ich auch euretwegen in Verfolgung gerieth, ich will, ich muss für euch etwas thun, was es sei, und jetzt berichtet mir von meiner Frau.“

Deine Frau, die lebt bei den Schweizer Täufern in der Nähe von Heidelberg und macht dem Jurian Liechti, unserem Lehrer, das Hauswesen. Der geht als Lehrer in der Pfalz herum, ist deshalb viel nicht daheim und muss eine vertraute Person im Haus haben. Wir sind vor einem halben Jahr dort gewesen, da schien es uns fast, sie käme zurück zu dir, wenn sie dürfte, aber sie fürchtet dich und deinen Zorn, zudem glaubt sie, du habest dich von ihr scheiden lassen und eine Andere genommen, wozu du das Recht hattest, da sie dich verlassen hat.“

„Männer, wenn ihr dem Jurian schreibt, so thut meiner Frau kund, dass sie kommen soll. Ich fang an, alt zu werden, und sie soll das nachholen, was sie an mir versäumt hat. Sie hat nicht dem Jurian die Haushaltung zu machen, wenn ich selber, ich, ihr Mann, fremde Leute dazu anstellen muss. Wahrlich, ich reiste am liebsten selber die Aare und den Rhein hinunter. Nun, Christen und Peter, jetzt ist die Sache gerade so: Ich helfe euch, ihr kommt zu mir und ich bürge euch für eure Sicherheit, ihr aber sorget dafür, dass mir meine Frau wieder in’s Haus kommt. Denn wisst ihr, eine Schuld traget ihr auch gegen mich auf eurem Gewissen. Ihr habt es wohl so im Kopfe gehabt, es sei der direkte Weg zum Himmel, wenn meine Frau von mir fortläuft, aber ihr sollt wissen, dass ihr damit ein namenloses Unglück in

eine Familie gebracht habt. Halt, ich kenne eure Bibelsprüche, die ihr für diesen Fall zu eurer Rechtfertigung bereit habt. Wenn in einer Haushaltung Kinder und Eltern mit Stuhlbeinen aufeinander losschlugen und das Blut auf der Diele herumlöffe, so könntet ihr das mit dem gleichen Bibelspruch rechtfertigen. Also kein Wort will ich hören. Hier ist meine Hand! schlägt ein, bringt mir meine Frau und ich gebe euch den Eischachen zurück um die Summe, wie ich ihn gekauft.“

„Wir thun es,“ sprach Peter, „aber die Frau sollt ihr bei ihrem Glauben belassen und den Eischachen behaltet ihr, bis man uns den freien Aufenthalt gewährt.“

„Und ihr sollt mich bei meinem Glauben belassen“, sprach Uli. „Seht, ich sag euch aufrichtig, ich halte nicht viel von diesem Kirchenwesen in unserem Lande; ich habe wenig Erbauung dabei, und es ist mir zu viel Zwang und Polizei, und die Chorrichter mag ich nicht leiden, wie sie aufpassen und spioniren, ob irgendwo ein Bub oder ein Meitschi einen Sprung thut. Aber eure Himmelei mag ich auch nicht. Ihr seid mir zu übersünnig und thut, als ob ihr den Himmel allein in eurer Verwaltung habet und die Schlüssel dazu im Hosensack. Mich hat das unrechte Gut geplagt, dafür will ich euch beistehen in eurer Noth, und dass sie euch verfolgen und plagen, das will ich nicht leiden, und so haben es Viele mit mir, und ihr werdet es spüren, dass die gnädigen Herren nicht über Alles Meister sind.“

Nun wurde mit herzlichem Händedruck Abschied genommen. Uli Steiner sollte bald Gelegenheit bekommen, in der Täufersache die Stellung einzunehmen, die er soeben den Einsiedlern auf Rislau dargelegt hatte.

Die Spannung zwischen den Oberbehörden und den Täufern hatte seit der letzten Austreibung im Jahr 1693 und den gleichzeitigen Verfolgungen im Amt Schwarzenburg bedeutend zugenommen. Für das bernische Regiment war die Sache eine Machtfrage geworden. Man hatte immer und immer wieder Mandate erlassen, die Täuferkammer hatte mit Aufopferung Jahre lang ihre Verhandlungen geführt. Sie durfte schliesslich nicht den Kürzern ziehen. Die Frage war: Haben wir zu befehlen oder haben wir nicht zu befehlen; sind wir im Stande, unsere Rathsbeschlüsse durchzuführen, oder sind wir das nicht im Stande? Es wäre doch wunderbar, wenn wir mit dieser Handvoll rebellischer Bauern nicht fertig würden. Müssen wir denn in diesen schwierigen Zeiten unsere Rathssitzungen beständig mit diesen lästigen Verhandlungen füllen? Viele von den verjagten Täufern fanden sich wieder im Lande ein, man wusste nicht, wie. Die ausgesetzten Belohnungen für eingebrachte Täufer hatten keine Wirkung. Die Bauersame war ohnedem der Obrigkeit feindlich gesinnt, sie hatte das blutige Ende des Bauernkrieges nicht vergessen. Die Geistlichkeit stund mit ihrer Belehrung und ihrem Einfluss der Sekte machtlos gegenüber. Schon machten der König von Preussen

und die Generalstaaten Miene, zu Gunsten der Täufer bei Bern zu interveniren und den Grundsatz der Religionsfreiheit zu betonen. Es war deshalb ein rasches Vorgehen nöthig. So kam man zu der Auskunft, durch die Aussicht auf reiche Prämien auswärtige Leute zu gewinnen, verwegene Kerle, die nichts zu verlieren hatten. Durch die Thäler des Emmenthals bewegt sich zuweilen eine sonderbare Jagd, nicht ruhmreich für die bernische Geschichte, die Täuferjagd. Mit Hörnerklang und Büchsenknall hat sich diese Jagd bewegt durch's Thal der Emme bis zum Hogant hinauf, mit Hörnerklang und Büchsenknall, wie eine fröhliche Hirschjagd. Aber den Hörnerklang und den Büchsenknall haben nicht die Täuferjäger verübt, sondern die Treiber, aber nicht die Treiber, die das Wild vor die Büchse des Jägers treiben sollten, sondern davon weg, zum schweren Aerger der Täuferjäger. Die Jäger bewegten sich bewaffnet in aller Stille und Heimlichkeit von Hof zu Hof, wo sie ihr Wild vermutheten, aber vor ihnen, hinter ihnen, seitwärts auf den Höhen bewegte sich eine andere Schaar, von dorthier kam das Knallen und der Hörnerschall. Den Täufern wurde so die Täuferjagd wirkungsvoll gemeldet und das ganze Thal lachte über die schuftigen Schleichjäger. Die Warner waren befehligt von Uli Steiner und Christen und Hans Dummermuth.

Im Rathsmanual von 1702 heisst es:

„Bei jüngst vorgenommener Täuferjegi haben sich einige Personen der Behendigung der Täufer widersetzt. Der Bauer in der Rotachen (bei Signau), Ulli Tummermuth, hat Täufer Jahr und Tag beherbergt und zu Versammlungen Platz gegeben, hat die jüngst ausgesandten Jeger, sonderlich aber dero Führer mit Worten schandlicher Weis angegriffen, 159 Pfund, die Kosten der Jegi, 1 Monat Schallenwerk, jedoch ohne Ring. Ebenso Anna Wenger, die Brüder Christen und Hans Tummermuth 2x24 Stund Gefangenschaft in der Stadt. Dem Hornen, Schiessen, Schreyen und dergleichen Zeichen geben, so bei letzter Jegi observiert worden sein soll, ist gründlich nachzuforschen.“

Dem Uli Dummermuth ist in einer folgenden Sitzung das Schallenwerk erlassen worden.

Die Schleichjagden mussten doch nun heimlicher vorgenommen werden, und da sie sich finanziell nicht rentirten, hat bisweilen ein Jäger einem Bäuerlein die Pistole vor die Brust gesetzt und ihm Geld erpresst, sie sind in Häuser eingedrungen, haben wehrlose Frauen in Schrecken gejagt. Jetzt war's genug. Eine Versammlung von Hausvätern war nicht weit vom offenen Aufstand. Man gedachte, Haus und Herd zu schützen vor diesen neuen Räuberbanden. Vorerst ging eine Abordnung, Uli Steiner an der Spitze, nach Trachselwald zum Landvogt. Sie haben dort eine eindringliche Sprache geführt und der Herr Landvogt hat

auch wohl erkannt, dass er in seinen Täuferjägern vollendete Schufte an der Hand hatte. Es führt das zu folgenden Bemerkungen im Rathsmanual:

„Der ausgesandten Täußerjeger und ihrer Consorten wegen Klegten eingelangt. Dieser Jägern Procedere sei voller Unmanier und Ungebühr ganz frevelhaft. Das ihnen vorgehalten, 12stündige Gefangenschaft wegen Lohnerpressung und Restitution der Erpressungen. Katharina Wyssler wurde an Händ und Füßen lahm und ist in die Insel genommen worden.“

„Christian Rupp ist im Verdacht, einigen Wiedertäufern Geld abgenommen und sie hernach verschont zu haben, wird in Verhaft genommen, habe mit Satzung des Geschosses an die Brust Geld erpresst, Andern dann solchen Schrecken eingejagt, dass sie bis in die 4 Tag krank darnieder liegen mussten.“

Es war gut, dass die Obrigkeit gegen solche Schergen einschritt. Eines Abends war's beim Pfarrhaus Eggiwyl nicht mehr geheuer. Der Pfarrer Freudenreich schenkte in seiner Wohnstufe den Täuferjägern, die bei ihm über Nacht blieben, den kühlen Abendtrunk, dass sie sich erholten von den Strapazen des Jagdtages. Dabei wurde ein Feldzugsplan aufgestellt für den künftigen Tag, kein Leichtes, wenn die Jagd Erfolg haben sollte. Wie Freudenreich das Glas erhoben hat, den wackeren Schergen zuzutrinken, da lässt er es klirrend zu Boden fallen, jäher Schreck ist ihm durch die Glieder gefahren und zitternd hält er sich am Stuhle. Denn ein gellender Hornstoss drang von unten herauf und ihm folgte ein infernalischer Lärm. Treicheln und Glocken erschallten, Hunde heulten und bellten, Kessel erklangen und Stimmen brüllten zusammen, als wäre die Hölle losgelassen, als stünde die gesamte Dorfmannschaft, Jeder mit einem Lärmapparat, im Pfarrhausgarten. Auf den blassen Schreck war in Freudenreichs Angesicht die Röthe des Zornes getreten; er war emporgeschnellt von seinem Lehnstuhl und wandte sich gegen das Fenster, um seinen Eggiwylern sich zu zeigen, da fällt ein Schuss und das zerschmetterte Fenster stürzt über den Pfarrer, der rasch von seinen Gästen ergriffen und in's Innere des Hauses gebracht wird.

Die Sache kam vor den Rath. Es werden dem Anzeiger 50 Thaler Belohnung und Versprechen der Geheimhaltung zugesichert, „wenn er auch selber dabei war“. Es hatte also die Obrigkeit wenig Aussicht, die Attentäter kennen zu lernen. „Falls dem Herrn Predikanten in Eggiwyl in seiner Person oder den Seinigen an Haus und Gütern etwas Schadens widerfahren sollte, dann würde die ganze Gemeind ein Solches abzutragen haben.“ Ein tröstliches Gefühl für den Pfarrer einer Gemeinde, dass seine Gemeinde bezahlen muss, wenn er auf einem Spaziergang unvermuthet über den Haufen geschossen wird.

V.

Unterdessen hatten sich doch in Bern die Gefängnisse mit Täufern gefüllt. Was sollte mir ihnen geschehen? Die einfache Ausweisung hatte sich nicht bewährt, weil die Leute wieder den Heimweg zu finden wussten. Strafe und nachherige Entlassung hat die Täufer in ihrem Glaubenseifer stets gestärkt; Hinrichtungen und Galeeren erschienen doch als zu schroffe Massregeln. Da kam im Jahr 1709 dem Rath ein willkommenes Anerbieten von Seite des Herrn Spezierer Ritter und Mitassocirten, die gesinnt sind, „ihre Reis in American bald anzutreten“. Sie sind erbötig, „von hiesigen armüetigen Famillien und die aus dem Land zu schaffenden gutfindenden teufferischen Personen mitzunehmen“. Mit diesem Ritter wird ein Vertrag abgeschlossen, wonach er für die zu transporirenden 101 Personen 500 Thaler bekommt und für die Wiedertäufer 45 Thaler die Person, wenn er sie wirklich nach Amerika bringt. Den „Fuhrlohn“ zahlen die Täufer selbst, d.h. man nimmt ihn aus dem in den betreffenden Gemeinden befindlichen Täufergut. Ihre Rückkehr ist bei Todesstrafe verboten. Später finden sich die Bemerkungen, dass man Ritter Vorschuss gegeben hat und dass die Obrigkeit für gute Schiffe sorgte. „Diese Täufer wurden von ihrer königl. Majestät in Grossbritannien zur Peuplierung der Amerikanischen Insuln begehrt.“

Ueber die Lage der Schweizer Täufer sind die in der Pfalz niedergelassenen Brüder durch die Gebrüder Wyssler stets auf dem Laufenden erhalten worden und auch die Frau Steiner erhielt Nachricht von der Gesinnung ihres Mannes, doch war für sie bei dieser Lage der Dinge an eine Rückkehr in die Heimat nicht zu denken. Durch die Thatkräftige Mithülfe Steiners und seiner Freunde konnten die Wyssler der Verfolgung entgehen. Steiner aber erkaufte sich bei Herrn Ritter die Erlaubnis, bis in die Pfalz an seiner Expedition Theil nehmen zu dürfen.

Die Brüder in der Pfalz hatten die Berichte aus der Schweiz den holländischen Glaubensbrüdern mitgetheilt. Eine Kommission der Gemeinden Hollands, die sich dort Mennoniten nennen, kam in Amsterdam zusammen. Sofort brachten sie in ihren Gemeinden einen Hilfsfonds von 50,000 Gulden für die Schweizer Brüder zusammen und brachten es dazu, dass die Generalstaaten durch ihren Gesandten in der Schweiz Auskunft über die Sachlage verlangten und dann am 15. März 1710 folgendes Schreiben an die Regierung des Kantons Bern richteten*):

„Die in unserem Staat wohnenden Mennoniten haben uns mit Trauer gemeldet, dass sie durch Briefe und sonstige sichere Nachrichten wüssten, dass ihre Glaubensgenossen in der Schweiz, insbesondere in Ihrem löblichen Kanton, schwer verfolgt würden, und zwar ihrer

*) Nach: „Ursprung, Entwicklung und Schicksale der alt evangelischen Taufgesinnten oder Mennoniten von A. Brons, 2. Auflage. Norden. Druck von Diedr. Soltau, 1891 (mennonitische Quelle).“

Religion halber, und dass gerade jetzt eine grosse Anzahl Personen, sowohl Frauen als Männer, in verschiedenen Gefängnissen eingeschlossen seien, welche ausser den gelinden Strafen mit Verbannung auf die Galeeren, ja mit dem Tode bedroht würden. Sie baten uns deshalb um unsere Fürsprache für ihre Glaubensbrüder, um dadurch für dieselben Erleichterung der Verfolgung und sicheren Aufenthalt in ihren Wohnungen, nebst freier Ausübung ihres Gottesdienstes, zu erlangen.“

„Wir haben die Mennoniten seit langen Jahren geduldet und durch Erfahrung gefunden, dass sie treue Unterthanen und Staatsbürger sind, die still und einfach leben, sich nur mit ihren eigenen Angelegenheiten und weiter mit nichts bemühen, weshalb wir so guten Eingesessenen ihre Bitte um unsere Fürsprache bei Euch für ihre dortigen Glaubensgenossen nicht abschlagen wollten.“

„Wir halten zwar mit Euch die Christlich-reformirte Kirche für die beste und wahre Religion und wünschen, dass die Mennoniten sowohl hier als auch bei Euch zu derselben zurückgebracht werden könnten, jedoch nur auf dem Wege der Ueberzeugung und nicht durch Zwangsmittel, welche in Glaubenssachen niemals angewendet werden dürfen, weil Gott allein sich darüber die Macht vorbehalten hat, dem jeder Mensch von seinem Glauben sowohl als von seinem Thun Rechenschaft zu seiner Zeit ablegen muss. Und da Ihr sowohl wie wir und andere Potentaten, welche der reformirten Religion zugethan sind, uns mit Recht beklagt haben über die Verfolgungen, welche unsere Glaubensgenossen in den Ländern, wo eine unerträgliche Hierarchie die Oberhand hatte, erlitten, so schein es uns in keiner Weise in der Ordnung zu sein, denselben Weg der Verfolgung einzuschlagen gegen diejenigen, welche nur in einigen Stücken von uns abweichen, sondern vielmehr geboten, eine christliche Duldsamkeit gegen sie zu bethätigen, damit die Feinde der reformirten Kirche keine Veranlassung erhalten, ihre harten Verfolgungen gegen unsere Glaubensgenossen damit zu rechtfertigen, dass von einer reformirten Obrigkeit dasselbe gegen andere geschieht, welche einen abweichenden Glauben haben.“

„Es erscheint uns hartherzig, Jemand um seines Glaubens willen, in welchem er seine ewige Seligkeit zu finden glaubt, mit Landesverweisung, Galeerenstrafe, ja selbst mit dem Tode zu bestrafen, und glauben wir, dass Jedem darin seine Freiheit gelassen werden muss, sofern er nichts thut, was dem Lande zum Nachtheil gereicht. In dieser Hinsicht sind wir der Meinung, dass von den Mennoniten weniger, als von andern Konfessionen zu befürchten ist, denn sie sind der Obrigkeit gehorsam und unterthänig in allen Dingen, welche nicht mit Gottes Wort nach ihrem Glauben streitig sind, und leben still und ernst.“

„Obgleich ihnen bei Euch dreierlei zur Last gelegt wird, erstlich, dass sie die Obrigkeit nicht erkennen wollen als mit dem Christenthum nicht vereinbar, dass sie ferner ihre Treue gegen die Obrigkeit nicht mit einem Eide bekräftigen wollen und dass sie drittens sich weigern, das Vaterland mit den Waffen zu beschützen, so scheint das Erste nicht mit ihren Glaubensartikeln zu stimmen, wovon wir den 13. Artikel hier beigelegt haben, aus welchem hervorgeht, dass sie eine ganz andere Ansicht über die Obrigkeit haben, und was den Eid anbelangt, da sie der Meinung sind, dass er in Gottes Wort verboten ist, ihre Erklärung „op mannenwaarheid“ (auf Manneswort) dieselbe Kraft als ein Eid, so folgt daraus, dass ihre Ansicht wegen des Eides dem Staate keinen Nachtheil bringen kann, und was den dritten Punkt betrifft, so haben wir das Vertrauen, dass er nicht auf die Spitze getrieben werden wird, weil sie sich nicht absolut weigern, das Vaterland zu beschützen, indem sie die Waffen nur nicht ergreifen wollen zur Rache und meinen, durch Darbringen ihnen auferlegter Geldbeiträge ihrer Bürgerpflicht in dieser Beziehung genügen zu können, wodurch der Staat auch geschützt und ihm geholfen wird.“

„Wir ersuchen Eure Edlen deshalb freundlich, vorbenannte Menschen günstiger ansehen zu wollen, und nicht allein die Gefangenen in Freiheit zu setzen und von allen fernern Strafen abzustehen, sondern dieselben als gute Staatsbürger unter Eurem Schutz in Ruhe wohnen zu lassen. Wir sind der Meinung, dass Ew. Edlen einem Staat, welchem wir alles Gute gönnen, dadurch kein Unheil, sondern Gutes geschehen wird, und dass hier die Regel am Platze ist: was Du nicht willst, dass man Dir thue, das thue auch einem Andern nicht.“

„Ausserdem würde es uns sehr lieb sein, zu vernehmen, dass durch unsere Intercession diesen unglücklichen Menschen die gewünschte Erleichterung zu Theil geworden wäre, und würden wir bei allen vorkommenden Gelegenheiten dafür erkenntlich sein.“

Unterdessen waren die letzten Anstalten getroffen worden, die Ritter'sche Expedition in Bern einzuschiffen. Währenddem fanden drei der zu Deportierenden Gelegenheit, zu entkommen und der Eskorte voranzueilen, Bendicht Brechbühl, Hans Bürki und Melchior Zahler. Sie standen am 22. März 1710 vor dem Magistrat zu Amsterdam, um durch dessen Vermittlung bei der niederländischen Regierung zu bewirken, dass sie den freien Durchzug nicht gestatte, um so die Verurtheilten vor der Deportation nach Amerika zu retten und um sich gegen die Anklagen ihrer Regierung zu rechtfertigen. Denn unter den 57 zu Deportierenden befanden sich 32 Alte, Frauen und Kinder, durch die lange Gefangenschaft abgeschwächt und theilweise krank, dabei von allen Mitteln entblösst, die in Amerika den

sichern Untergange entgegen gingen.*) Ueber die Erklärungen dieser drei Männer haben Bürgermeister und Rath der Stadt Amsterdam ein Protokoll aufgenommen**) Jeder dieser Männer hat vor genannter Behörde einzeln über die Beschuldigungen ihrer Regierung die Erklärung abgegeben, erstens, dass sie glauben und bekennen, „dass die Obrigkeit von Gott dem Allmächtigen verordnet sei, um die Bösen zu bestrafen und die Guten zu beschützen, und dass deshalb jeder Christ schuldig sei, sie als Gottes Dienerin zu erkennen, dass man ihr darum auch geben müsse, was man schuldig sei, Zoll, dem Zoll gebührt, Furcht, dem Furcht gebührt, und Ehre, dem Ehre gebührt“.

„Zweitens, dass es ihnen nach der Lehre Christi gebühret, keinen Eid zu schwören, sondern ja, was ja ist, und nein, was nein ist, und dass sie sich durch dieses so stark gebunden fühlen als alle Andern, welche einen Eid leisten, und dass sie, wenn sie ihr Wort brechen, ebenso der Strafe der Obrigkeit unterliegen müssen als ein Meineidiger.“

„Drittens, dass sie In Zeiten der Noth statt des Waffendienstes an den Befestigungsarbeiten sich betheiligen wollten, so viel wie ihnen möglich sei.“

Die niederländische Regierung hat nach dieser Erklärung und ihrer sonstigen Information dem schweizerischen Gesandten Saphorin auf sein Gesuch um freien Durchzug der zu Deportirenden eine abschlägige Antwort ertheilt.

Von diesen Verhandlungen hatte die Expedition Ritter, die unterdessen den Rhein hinabfuhr, keine Kenntniss. Den flehentlichen Bitten der exilirten Täufer, vereint mit denen des mitreisenden Ulrich Steiner, gelang es, den Führer der Expedition zu bewegen, in Mannheim 35 Kranke, Greise, Frauen und Kinder mit Ulr. Steiner an's Land zu setzen. Ritter sah wohl ein, dass eine Ueberfahrt nach Amerika mit diesen ein Unding sei. In Mannheim war eine Täufergemeinde, die sich angelegen sein liess, die Ankommenden vorläufig zu versorgen und sie bei den früher geflüchteten Landleuten in der Pfalz unterzubringen. Steiner half dabei wesentlich mit und fand bei diesem Geschäft Gelegenheit, den Aufenthaltsort seiner Frau zu erreichen.

Abseits in einsamem Thalgrund lag der Bauernhof des Jurian Liechti, sauber und fleissig gepflegt, nach Emmenthaler Art. Steiner sah von Weitem eine Frau am Brunnen mit Waschen beschäftigt. Dorthin sah seine ganze Seele, und wie schnell sein Fuss ihn näher trug, wusste er nicht. Schon stand er am Brunnenstock, sie kehrt sich um, sieht ihn, thut einen Schrei und sinkt ihm an den Hals. „O mein Uli, vergib mir, nimm mich mit, verstosse mich nicht“, so rief sie unter Schluchzen und Weinen. Er hielt sie umschlossen und stille Thränen

*) Der Bericht über den Verlauf der Ritter'schen Expedition ist aus dem obenerwähnten Werke von A. Brons geschöpft. Die bernischen Rathsmanuale schweigen darüber.

**) Glaubensbekenntniss der Waffenlosen u., Amsterdam 1691.

fielen auf ihren Scheitel. Dann traten sie ein, wo der würdige, alte Täuferlehrer sie begrüßte und den Uli Steiner auf's Freundlichste aufnahm und bewirthete. Nachher sassen Mann und Frau beisammen, nach 17jähriger Trennung sich auch innerlich wieder zu finden. Natürlich waren sie Beide alte Leute geworden und hatten lange Zeit nicht daran gedacht, dass sie einander wieder sehen würden. Sie erzählten einander ihre Erlebnisse. Uli, wie er mit dem Heimwesen der Geschwister Wyssler ein gut Geschäft gemacht und ein schlechtes Gewissen sich erworben habe; Jahre lang habe er sich missmuthig durchs's Leben geschleppt und eine Verbitterung habe sich seiner bemächtigt gegen seine Frau, die, statt ihrer Haushaltung vorzustehen, das unnöthige Geläuf begonnen und so die Familie in's Unglück gebracht habe, gegen die Obrigkeit und die Kirche, dass sie mit der Verbannung aus dem Lande auf Familienverhältnisse, auf das Glück eines Ehegatten keine Rücksicht genommen, eine Verbitterung gegen die ganze wüste, wilde Zeit, die ihm seinen Sohn geraubt hat. Und da die ganze Arbeit nur auf ihn allein ruhte, habe er sich oft nach seiner Hausfrau gesehnt und nach der guten alten Zeit, da sie im Hause schaltete und waltete. Er hätte manchmal daran gedacht, sie heimzuholen, aber entweder sei es nicht rathsam gewesen, oder er sei von seiner Arbeit nicht losgekommen.

Anni erzählte, wie es unter vielen Leiden und Entbehrungen über Basel nach der Pfalz gekommen und wie es lange Zeit keinen festen Platz gefunden habe bei den schon vorher dorthin gewanderten Täufersleuten, bis es hier bei Liechi eine zweite Heimat gefunden. Es habe manchmal schweres Heimweh gehabt und furchtbar, gespensterhaft sei vor ihm die Frage gestanden, ob es vor Gott und der Welt recht von ihr gewesen sei, sich in das Täuferwesen so einzulassen, dass eine Trennung von der Familie die Folge war. Sie habe es nicht vermocht, diesen Gedanken zu viel Raum zu geben, es hätte ihr den Verstand gekostet, darüber nachzusinnen; sie habe nichts gewusst, als in der Ergebung an ihren Heiland ihren Trost zu finden. Sie habe auch versucht, sich mit der Vorstellung zu trösten, Uli sei mit einer Andern glücklich, sei auch vielleicht im Grab zur Ruhe gekommen. Aber jetzt wollte sie nur noch Eins, noch einmal heimgeh'n in's grüne Emmenthal, noch einmal in der eigenen Stube sein und dann in Uli's Armen sterben. Dazu sei aber nöthig, dass er ihr verzeihe. Sie wisse noch jetzt nicht, ob sie es damals hätte anders machen können. „Der Geist, der mir in meiner Trübsal Trost gebracht hat, der hat mich erfasst und ergriffen. Es war in mir eine Freudigkeit und Festigkeit des Glaubens, der ich Alles, Alles opfern konnte. Mir war wohl dabei, ich fühlte mich glücklich und stark und geborgen unter Gottes ganz besonderer Liebe, und ich gebe diesen Glauben auch jetzt nicht auf und vertausche ihn mit keinem andern. Ich habe gespürt, dass Gott bei mir ist und mir einzig in meiner innersten Ueberzeugung Frieden gibt.

Aber hier in der Fremde erwachte wieder ein anderer Zug meines Herzens, der Zug der Liebe. Lange wusste ich nicht, ob es Liebe sei zur Welt, oder ob die Liebe zu dir und der Heimat eine solche sei, die Gott erlaubt und die der Liebe zum Heiland nicht widerstreitet. Aber ich bin nicht darüber gekommen. Da habe ich nichts Anderes gewusst, als es dem lieben Gott zu überlassen. Wenn er mir die Heimat nehmen wollte, so sollte die Liebe zu ihr ruhig einschlafen, und wenn er mir sie wieder gibt und den Mann, den ich geliebt, so will ich sie als Gabe Gottes annehmen und dem Zug folgen und denken, er sei erlaubt. So dachte ich, und als ich dich sah, da warst du mir wie ein Engel Gottes, der mich in's Paradies holt.

„Und ich“, sagte Uli, „habe dir längst Alles vergeben. Es hat mich die Jahre hindurch genug geplagt, dass ich dich dem Landvogt verklagt habe. Ich habe die Täufer auch besser kennen gelernt und weiss, dass überall Schwachheiten sind und Köpfigkeit vorkommt. Wir wollen Gott dienen im friedlichen Hausstand; in der Bibel lesen und beten, das können wir ganz wohl zusammen verrichten. Sobald als möglich zieh'n wir zusammen der Heimat zu, und wenn sie dir etwas thun, so leide ich es mit.“

Die übrigen Täufer waren in Mannheim wieder eingeschifft worden und trieben stromabwärts. Am 6. April erreichten sie den niederländischen Boden und traten in Nimwegen an's Land. Sie besuchten den dortigen Mennonitenprediger Hendrik Laurens. Wie er vernahm, dass diese Fremdlinge die zu deportirenden Schweizer waren, berief er die Diakonen seiner Gemeinde zusammen, ging mit ihnen zum Schiffe und erwirkte vom wachthabenden Offizier die Erlaubnis, auch die Uebrigen mitnehmen und ein wenig erquicken zu dürfen.

Dieser Prediger schrieb an den Gemeinderath zu Amsterdam:

„Wir trösteten die Leute, nun sollen euch die Soldaten nicht wieder haben, und wenn sie Gewalt anwenden, so suchen wir Schutz bei den Generalstaaten. Als wir nun einen Tag vergnügt mit ihnen zusammen gewesen waren, haben wir sie aus der Stadt geleitet und unter Thränen Abschied von ihnen genommen. Sie sind nach der Pfalz zurückgekehrt, um ihre ausgesetzten Angehörigen dort und im Elsass aufzusuchen. Es waren abgehärtete Gebirgssöhne, die Strapazen wohl ertragen konnten, und dabei fromm wie die Lämmer.“

So zogen diese Leute wieder südwärts und Viele von ihnen fanden den Weg wieder in die heimatlichen Thäler. Auch die alten Eheleute Steiner hatten von Jurian Liechti Abschied genommen und pilgerten heimwärts. Dafür kam für die Wyssler, die bisher glücklich durchgekommen waren, von Neuem die Verbannung.

Schon am 11. Februar 1711 erschien wieder ein grosses gedrucktes Plakat der Räth und Burger. Hierin wir geklagt, dass alle bisherigen Bemühungen, das Land zu säubern von der

Sekte der Wiedertäufer, nicht gefruchtet haben, dass vielmehr die Sekte zugenommen hat. Nach den bekannten Vorwürfen gegen die Täufer fährt das Plakat fort:

„Die Ursach, worum die Leute den gewährten freien Abzug nicht benutzt haben, scheint zu sein, dass diesen Leuten bis dahin kein gewisser Ort ihrer Wegziehung, um allda desto freier und ohngehindert ihre vorschützende Gewissensfreiheit üben zu können, verzeigt worden. Darum haben wir mit Ihro königl. Majestet in Preussen durch dero darzu begwältigten Herrn Envoyé Bondeli, dann mit Ihro Hochmögenden der Hr. General Staden der vereinigten Nederlanden durch dero dazu begwältigten Herrn Secretarium Runkel wegen Uebernemmung diese so genannten Wiedertäuferischen Persohnen Einen wahren und aufrichtigen Vergleich getroffen.“

Die Täufer reisen nach Holland und können sich nach ihrem Gefallen in's Preussische verfügen, nicht aber in die Grafschaft Neuenburg und Valendis.

Im Juli 1711 traten ungefähr 100 Familien die Reise an aus den heimatlichen Bergen und Thälern und erreichten am 14. August 1711 das Städtchen Muiden bei Amsterdam, wo die Mennoniten sie herzlich verpflegten und für Unterkommen sorgten. Eine Deputirtenversammlung der Mennonitengemeinden, die drei Tage dauerte, sorgte für die Angekommenen. 20 Familien liessen sich in der Stadt Groningen nieder und die Uebrigen in der Umgegend, wo man Bauernhöfe für sie miethete oder kaufte. Als Geschlechtsnamen werden unter Andern genannt: Stähli, Baltzer, Thomi, Rychen, Reusser, Kratzer, Anken.

Aber schon am 24. Mai 1714 erscheint wieder ein neues Plakat. Die Täufer, heisst es, kehren sich nicht an die Ausweisung, und nun wäre man zu der oft angedrohten Exekution geschritten, „wenn nicht durch Intervention von Ihrer Königl. Majestät in Preussen und Ihre Hochmögenden der Hr General Staaden, so selbige in ihre Land zu nemmen sich anerbotten, vermöge der durch dasige mennonitische Gemeinden an Sie gethane Sollicitationen, gedreute Strafe abgelehnt worden, lediglich aus Hochhaltung gegen sothane Intercessionalien“. Es wird erwähnt, dass die mennonitischen Gemeinden in Holland selbst die Täufer vergeblich zu Gehorsam oder zur Benützung der Abzugsfreiheit gemahnt haben, in einem Schreiben aus Amsterdam vom 31. März 1711. Von den Gemeinden seien die Täufermandate schlechtlich und keineswegs beachtet worden. Deswegen sind wieder Etliche „zur Arbeit tugentliche für lebenslang auf die Galeeren wohlverdientermassen verschickt, andere für ewig in hiesiger Gefangenschaft inbeschlossen behalten“. Deswegen sind 1713 wieder Schweizer nach den Nederlanden gekommen und haben zu Sappemeer bei Groningen und bei der Stadt Kampen eigene Gemeinden gebildet, und manche aus den damaligen Schweizergeschlechtern sollen noch jetzt in den Nederlanden ehrenvolle Stellungen einnehmen in Staat und Gemeinde.

Und nun noch einen Blick durch das Fenster des obstbaumbeschatteten Bauernhauses in der Ey zu Langnau. Innen und aussen herrscht sonntägliche Stille. In der reinlichen Stube sitzt am Tisch auf der Fensterbank, mit der Spitzenhaube gekrönt, ein altes Mütterchen und hat ein kleines, dickes Buch vor sich auf dem Tische. Der Aetti liegt behaglich auf dem Ruhbett beim Ofen, ein Bild stillen Sonntagsfriedens. Sie gedenken alter Zeiten. Jugendllicher Eifer hat sie auseinandergebracht, alte Liebe brachte sie wieder zusammen.

D'rum las die alte Anna Steiner den letzten Vers ihres Trostliedes laut:

„Den Glauben auch mit Lieb beweiss,
Bitt Gott, sein ist allein der Preiss:
Dass wir auch allesamen
Von Hertzen mögen folgen nach,
Durch Jesum Christum, Amen.“